

experimenta

07/
08/
15/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Hermeneutik *Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Eins*
Gedanken zum Schreiben und Leben ... *Matthias Engels*
Es wird niemals langweilig *Sandra Uschtrin im Gespräch*
Mohn und Trümmerberge *Andreas Holzhausen*
Das Wesen und die Rosenblüten *Heiko Löwa*
Schnittmuster für Kurzgeschichten *Birgitta M. Schulte*
Hitziges Fritzelfieber glimmt giftig *Sonja Ruf*
Schmetterling *Lena Kelm*
Fern//wind\\ *Christian Künne*
Flammendes Herz *Katja Decher*
Bruderherz *Kim Ehinger*
Dem Leben Leben geben *Nadja Scheuble Teil Eins*
Die Tür *Martina Sonneborn-Braun*
Land und Leben *Ingmar Ackermann*
Handschlag *Peter Paul Wiplinger*
Ein intensiver Austausch ... *Hans-Jürgen Buch im Interview*

HautNah

... ein Gefühl von Nähe und Entfernung

Illustrationen:

*Evelin Habicher, Christoph Hellhake, Jürgen Janson,
Kajo Schleidweiler*

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - Institut für **KreAtives Schreiben** - www.inkas-institut.de

Inhalt	Seite
Titelbild: Evelin Habicher	
Editorial Rüdiger Heins	3
Hautnah Fotos von Evelin Habicher	ab Seite 3
Mohn-Impressionen Kajo Schleidweiler	4
Hermeneutik Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Eins	5
Goldgräber Elin Bell	6
Ein Gedanke Noemi Josephine Buch	6
Gedanken zum Schreiben und Leben ... Matthias Engels	7
Es wird niemals langweilig Sandra Uschtrin im eXperimenta-Interview	16
Der Klassiker François Villon	21
Mohn und Trümmerberge Andreas Holzhausen	22
Das Wesen und die Rosenblüten Heiko Löwa	28
Schnittmuster für Kurzgeschichten Birgitta M. Schulte	36
Und Garfield grinst diabolisch Philip J. Dingeldey	37
Jürgen Janson: Griechenland-Pleite	42
Hitziges Fritzelfieber glimmt giftig Sonja Ruf	43
Schmetterling Lena Kelm	44
Fern//wind\ Christian Künne	54
Aufruf der eXperimenta	54
Flammendes Herz Katja Decher	55
Zwei Chinas zwischen zwei Deutschlands Xu Pei	58
Venedig ist fleckig Florian Schmidt	59
Bruderherz Kim Ehinger	60
Dem Leben Leben geben Nadja Scheuble Teil Eins	64
Die Tür Martina Sonneborn-Braun	67
Land und Leben Ingmar Ackermann	68
Ankündigung für September	72
Pro Lyrica GDL Lyrikseminar	73
Irsee-Seminar November Mario Andreotti	74
Literazzia Teil Zwei Günter Scholdt	80
Björnssons Hörspieltipp	84
Handschlag Peter Paul Wiplinger	85
Ein intensiver Austausch über unser Seelenleben Hans-Jürgen Buch im eXperimenta-Interview	86
Grete Mai-Maid, Made in May M. E. Stroughton	89
Autorenhandbuch Uschtrin Verlag Rezension Edgar Helmut Neumann	90
Wildauge Katja Kettu Rezension Gabi Kremeskötter	91
Wettbewerbe und Stipendien	96
Impressum	42

EDITORIAL



Hautnah, so ist der aktuelle Titel der eXperimenta, der viel Raum zur Entfaltung unserer Fantasie lässt.

Was stellen wir uns nicht alles vor unter Haut und nah. Hautnah geht unter die Haut. Aber an unsere Haut lassen wir nicht jeden oder jede ran. Ja, Haut hat etwas mit Nähe zu tun, und unsere Haut ist ein empfindsames Organ, das nur Nähe zulässt, wenn Vertrauen da ist.

„Komm mir bloß nicht zu nahe!“

Wir tragen nicht gerne unsere Haut zu Markte, weil sie dann nicht mehr uns gehört. Mit unserer Haut zeigen wir uns der Außenwelt und zeigen unsere empfindliche Seite. Haut grenzt ab, Haut bekennt Farbe, Haut zeigt Verletzlichkeit, Haut erzeugt Nähe.

„Dabei bekomme ich eine Gänsehaut.“

Wir alle haben unsere eigene Geschichte mit unserer Haut und der Haut anderer. Wir könnten also über die Erlebnisse mit unserer Haut Geschichten erzählen, die bis zurück in den Leib unserer Mutter führen. Unser erster Hautkontakt bestand in der Intimität mit unserer Mutter.

„Da bin ich aber aus der Haut gefahren!“

Der Akt der Geburt und der erste Blick in das Licht der Welt, der erste Kontakt mit der Außenwelt und der damit verbundene Verlust des hautnahen Kontaktes mit dem Innenleben des Mutterleibes hat uns ein Gefühl von Nähe und Entfernung erfahren lassen, von dem wir auch im hohen Alter noch bewusst oder unbewusst partizipieren.

„Die eigene Haut retten.“

Lassen Sie sich überraschen, was die Autorinnen und Autoren der eXperimenta in Wort und Bild haben einfallen lassen, um Sie die Nähe der Haut spüren zu lassen.

Viel Spaß beim Lesen und Schauen der eXperimenta
wünscht Rüdiger Heins



Evelin Habicher: Up and Down



Kajo Schleidweiler: Schielermohn. Kurz nach dem Fotografieren war der Zauber entschwinden – deshalb unwiederholbar.

Leserfotos



Kajo Schleidweiler: Lavamohn

Hermeneutik

Die Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Eins

Hermeneutik ist so lese ich
eine Interpretation
und
die wiederum
die Lehre von der Interpretation

„Ich versuche zu verstehen“

die Interpretation erklärt
Hermeneutik
oder zumindest
versucht sie das

„Ich verstehe nicht“

Hermeneutik ist
so lese ich weiter
die Kunst der Verkündung
das Auslegen des Verstehens

das Verstehen verstehen
lernen
damit das Verstehen
verstanden werden kann

das bedarf jetzt aber
einer Erklärung
erklären ist nicht verstehen
lese ich
und verstehen bezieht sich nicht
auf das Erklärte

das muss mir jetzt mal einer
erklären
damit ich das verstehen kann

Rüdiger Heins, Mitherausgeber der eXperimenta, Autor und Dozent für Creative Writing
www.ruedigerheins.de

Goldgräber

Elin Bell

Was du schon immer gesucht hast
Wird dich eines Abends finden
Am Fuße eines hohen Berges
Hinter dem deine Sehnsucht
Schließlich erfüllt wird
Bis dahin wirst du warten
In einem Meer von Treibsand
Wo du wie ein Goldwäscher
Mit mir den Sand durchsuchst
Die Sehnsucht größer wird und
Geheime Verletzungen zu Tage treten

Elin Bell schreibt unter Pseudonym, geboren 1960 in Bayern, Apothekenhelferin, Lehrerin für Autogenes Training, lebt seit 2012 in Glücksburg an der Ostsee. Verschiedene Veröffentlichungen in Anthologien der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Brentano-Gesellschaft, im ImPulse-Magazin, demnächst weitere in Anthologien des Sperling- und des elif-Verlags. Ihre Gedichte sind auch auf ihrer Facebook-Seite zu lesen. Im Augenblick schreibt sie – inspiriert durch einen großartigen Illustrator – an einem ersten Kinderbuch.
ars-poetica@gmx.de, Blog: www.elinbell.wordpress.com

ein gedanke

noemi josephine buch

ein gedanke,
ein gefühl,
dass dich umgreift,
erschließt,
beherrscht.
keine worte mehr
zu finden
für das was in dir
steckt,
dort lebt,
erfüllt
und dich mit
macht ergreift.

Noemi Josephine Buch, Jahrgang 1983, Psychologiestudentin in Innsbruck, schreibt seit 1998 Gedichte, die sehr viel mit ihrem Seelenleben zu tun haben und einen Blick in das Leben ihrer Generation erlauben.

Gedanken zum Schreiben und Leben und Leben vom Schreiben

Matthias Engels

Es gibt rund 87.700 Zahnärzte in Deutschland.

Marcel Reich-Ranicki sagte bereits vor einigen Jahren, dass vermutlich mindestens jeder zweite von ihnen einen Roman in der Schublade hat. – Das wären dann schon 43.850 Romane.

Nehmen wir dann einmal an, es verhielte sich bei vielen anderen Berufsgruppen ähnlich: den Lehrern, den Friseuren, den Journalisten sowie so und vergessen nicht die Hausfrauen und Arbeitslosen, dann könnte man fast annehmen, Deutschland habe bis in die nächsten Jahrhunderte hinein eigentlich keinen Bedarf an Romanen mehr.

Stimmt auch.

Wie viele Romane liest der Deutsche im Jahr?

In einer Studie definiert der Börsenverein des Deutschen Buchhandels den Vielleser als „*jemanden, der mehr als 18 Bücher pro Jahr liest*“, und beziffert deren Anteil an der deutschen Leserschaft mit 25 Prozent. Es sollte also genug in den Schubladen der Zahnärzte, Friseure und Journalisten liegen ...

Aber da war ja noch eine Berufsgruppe!!! – Ach ja: die Autoren! Diese verfassen von Berufs wegen auch Romane und das oft ausdauernd und regelmäßig. Viele Autoren schreiben ein Buch pro Jahr, und Autoren mit einem Werk von mehr als 18 Romanen sind keine Seltenheit, sodass ein Vielleser jederzeit ein ganzes Jahr nur mit einem einzigen Autoren auskommen würde.

Sehen wir uns die Vorschauen der Verlage an: im Frühjahr und im Herbst immer neue Romane und nicht wenig an der Zahl. Viele Lektoren und Verleger betonen immer, dass auf ein verlegtes Manuskript Dutzende, ja Hunderte von abgelehnten Manuskripten kommen. Gehen wir mal von der groben Zahl von 10.000 neuen belletristischen Titeln im Jahr aus, die aus Angaben unterschiedlichster Quellen zu generieren ist.

Auf diese 10.000 verlegte Titel käme dann ein Berg abgelehnter Manuskripte, der problemlos jedem noch so begeisterten Vielleser die Lust verderben könnte.

Wie kriegt nun ein Autor einen dieser Vielleser dazu, alle anderen 9999 Romane zu vergessen oder wenigstens 9983, damit eines der mindestens 18 Bücher, die er im Jahr liest, das *SEINE* ist? – Gut, wenn man in einem Verlag untergekommen ist, der viel Geld in Werbung steckt und den Namen besitzt, dass seine Titel etwa von Frau Heidenreich oder Frau Westermann empfohlen oder in den überregionalen Zeitungen besprochen werden ...Glück gehabt!

– Aber, wenn nicht? Wenn man in einem Kleinverlag erscheint, der kein Budget für Werbung hat und den jeder Ladenhüter an den Rand des Ruins bringt? (Wobei ein „gut verkaufte“ Titel dieses Verlages wahrscheinlich bei ca. 350 abgesetzten Exemplaren sich bewegt ...). Oder, wenn man selbst verlegt? (Dank der schönen neuen technischen Möglichkeiten heißt das ja jetzt *selfpublishing* und ist raus aus der Schmutzdelecke.) Hier will man jetzt nicht an die Urheber der vielen abgelehnten Manuskripte denken, nicht an die Zahnärzte und Friseure ...

Das Zauberwort lautet – wie so oft –: Internet!! Man verschickt also einen großen Teil der kleinen Auflage als Rezensionsexemplare. Zwei oder drei Blogs schreiben darüber. – Schön! Man kann das auf Facebook teilen, aber wirkt es sich auf den Verkauf aus?

Man kann seine Bücher als elektronische Version für 99 Cent oder ganz umsonst anbieten und jubeln, wenn man ganz schnell Platz 3 in der Sparte: *Romane – Sachthemen – Kunst – Klöppeln* belegt. Man sagt sich einfach, das sei nur der Auftakt. Mit diesen Aktionen bringe man später die Leser dazu „richtig“ Geld für seine Bücher auszugeben ...

Amazon-Rezensionen schreiben in diesem Segment sowieso oft Freunde und die Familie, so dass der Autor selbst dazu beiträgt, dass die Rezension als Richtschnur bei der Kaufentscheidung praktisch keine Rolle mehr spielt. Und wenn dann mal eine dabei ist, die wirklich von einem Leser stammt, der nicht zum Kauf genötigt wurde oder ein Exemplar geschenkt bekam, dann fällt es nicht weiter auf ...

In allen möglichen Foren und Plattformen richtet man ein „Autorenprofil“ ein. Auf Facebook wirbt man um jeden Klick. Autoren „befreunden“ sich mit – naja – anderen Autoren. Lektoren oder Verleger tun gut daran, entweder gar keine Seite zu haben oder ihren Beruf besser nicht zu nennen, um die Flut von Anfragen zu vermeiden. Man stellt Leseproben ein oder ganze Texte und lässt diese loben oder verreißen, alles gratis versteht sich.

Aber wo ist der Vielleser? – Hat er seine 18 Bücher schon durch? Waren vielleicht 15 davon Übersetzungen aus dem Englischen und die restlichen drei Klassiker?

Hat er sich vielleicht vorgenommen, die Lektüre eines ganzen Jahres nur den produktiven Martin Walser oder Günter Grass vorzubehalten?

Oder liest er zwölf Monate lang jeweils die Nummer eins der Spiegel-Bestsellerliste und sechs davon zweimal?

Liest er überhaupt Amazon-Rezensionen von Indie-Autoren oder hört er nur die Mainstream-Besprechungen im Radio?

Reicht ihm vielleicht die Leseprobe des Bestseller-Thrillers im Bahnmagazin?

Sicher durchforstet er Facebook nicht nach Profilen mit der Berufsbezeichnung: – Freier Schriftsteller –, um neue Autoren zu finden.

Und der Verkauf?

Selten schnellen die Statistiken bei diesen Aktionen plötzlich nach oben, wie es im „richtigen“ Geschäft ist, wenn eine Marketing-Maßnahme greift.

Sitzt Herr Precht bei Frau Illner, kommen tags drauf die Leute eben in die Buchhandlung. Reichweite. Poste ich ein Foto meiner Lesung im katholischen

Diskutierclub der niederösterreichischen Rechtsanwälte, passiert: gar nichts, außer dass sich die darauf zufällig Abgebildeten wiedererkennen und freuen. Es ist einfach nicht das Gleiche.

Das alles sagt nichts, rein gar nichts über Qualität, aber zwangsläufig denkt der Leser, wenn er Amazon-Rang 2.899.738 sieht: „Das muss Schrott sein“, auch wenn der inhaltlich ähnliche Liebesroman auf Rang acht vielleicht intellektuell ebenso überschaubar bleibt.

Meiner Erfahrung nach krebst ein ganz normaler Roman, ohne die Reichweite eines großen Verlages im Rücken, bestenfalls irgendwo im dreistelligen Absatzzahlen-Bereich herum, und das ganz ungeachtet dessen, wie viel Mühe sich der Verlag oder der Autor dabei geben. Man kann Lesungen veranstalten und pro Abend drei oder fünf Exemplare verkaufen, aber das bitte ohne Honorar, denn es ist ja Werbung für einen selbst.

Alles klicken, posten, twittern nützt da wenig. Man versucht, mit viel Aufwand, ein Profil, eine Homepage, ein Blog zu präsentieren, welches in etwa aussieht wie das eines professionellen Schriftstellers und den Eindruck von Erfolg vermitteln soll und investiert dabei vielleicht die Zeit, die man für den wirklich großen Roman bräuchte.

So scheint es ein wenig, als hätten wir weitaus mehr Schreiber als Leser. Und Schreiben ist großartig! Man braucht dafür keine Ausbildung, die die ersten vier Schuljahre übersteigt! Muss man sich da wundern, wenn gewisse Verlage und Zeitschriften immer die gleichen Autoren drucken, die gewisse Schulen besucht haben und in anderen gewissen Verlagen und Zeitschriften auch schon gedruckt wurden; dass immer diese Autoren die Preise kriegen? Muss man sich da wundern, dass angesichts der schieren Masse eine Art von Qualitätskontrolle notwendig ist, die früher einmal VERLAG hieß?

Und muss man sich wundern, dass diese, nachdem sie sich durch die Herstellung von Schrott selbst infrage gestellt hat, bei der ersten besten Möglichkeit vom Sockel gestoßen wird.

„Kunst ist frei, steht allen offen und darf von jedem

konsumiert UND praktiziert werden!“ – hört man es rufen, mit gereckter Faust.

„Aber der Leser“, möchte ich flüstern, „denkt doch auch an den Leser!“

Denn irgendwie war die Abmachung doch immer schon: „Ich schreibe, damit du es dann liest!“ – Das scheint nicht mehr recht zu gelten, wenn Autoren maßgeblich von anderen Autoren wahrgenommen werden.

Ein Vielleser bräuchte 555 Jahre für die belletristischen Titel eines Jahres.

Ein Vielleser könnte 2436 Jahre lang nur Romane von Zahnärzten lesen.

Naja, wenn der Leser im Prinzip kaum noch Autoren braucht – eins braucht er noch weniger: jammernde Autoren!

II

Glücklich diejenigen, die behaupten, sie schreiben einzig für sich allein.

In diversen social-media-Literatur-Gruppen beobachtete ich in der letzten Zeit still (so wie ich eigentlich immer still beobachte), dass Werbung (auch „versteckte“) für das eigene Buch oder andere Druckerzeugnisse aus eigener Hand, geradezu als Affront gewertet wird.

Werbefreie Tage, einzelne, speziell für Werbung vorgesehene Wochentage und strikte Verbote werden ausgesprochen ...

Dabei ist es doch, der aktuellen Weltmeinung zufolge, gerade das Internet, über das man seine Umsätze ankurbeln und optimieren soll? Hier ist, ohne viel Aufwand und Kosten; bequem von zu Haus aus die „Zielgruppe“ zu erreichen. Schöne neue Welt.

Wo liegt der Denkfehler?

In Autorenforen tummeln sich Autoren. Autoren haben Interesse an Literatur – soweit richtig! Aber ein Mitglied einer solchen Gruppe brachte es kürzlich wunderbar auf den Punkt: „Autoren interessieren sich für nichts weniger als für die Bücher von anderen.“

Ist das so? Wenn einer schreibt, dann liest er doch auch, oder? Oder nicht?

Man sollte davon ausgehen, dass fremde Literatur eine der Hauptinspirationsquellen und Messlatten für das eigene Schreiben ist. Dementsprechend muss man doch lesen, oder? Oder nicht?

Befrage ich mich einmal selbst: Es ist wahr. Wenn ich selber in einem Manuskript stecke, ist der Appetit auf fremde Literatur praktisch erloschen. Die Erzählstimme, die nicht die eigene ist, kann sogar schädlich sein. Das ist die Zeit für trockene Sachtexte und Lexika zwecks Recherchen. Gerichtsprotokolle – wunderbar! Zeitungsartikel – großartig! Briefe – ja, gerne! Aber Romane, Erzählungen, Gedichte? – Hmmm, nicht unbedingt.

Zwischen den Arbeiten an dem einen oder anderen eigenen Text aber wird gefressen und inhaled, was an Literatur auch nur so gerade eben zu greifen ist. Mal wieder Kafka – her damit. Eine aktuelle Gedichtsammlung – immer! Ein interessanter neuer Autor – ja ja ja!

Dazu all die Neuerscheinungen des vorangegangenen Halbjahrs, die man wegen der eigenen Schreiberei auslassen musste – Hunger, Hunger, Hunger!

Aber das scheint nicht die Regel zu sein. Der einfache Schluss: – Andere Autoren sind dem Autor gleichgesinnt und potenzielle Leser – scheint nicht so einfach zu ziehen zu sein.

Ich zitiere mal wieder den großen Knut Hamsun, Nobelpreisträger und Verwalter eines ansehnlichen Lebenswerkes, der sagte: „Ich mag keine Bücher! Immer, wenn mir Freunde etwas zu lesen schenken wollen, bete ich: Lass es ein Lexikon sein oder eine Zeitschrift!“

Hamsun las keine Romane. Er schnitt Artikel aus Zeitungen aus, sammelte Berichte über Expeditionen und geschichtliche Nachschlagewerke. Aber Fiktion? – Nee! Er kannte die Werke seiner Zeitgenossen (und dazu zählten Namen wie Zola, Wilde, Flaubert, Ibsen und andere) nicht. Lediglich Strindberg schätzte er ein wenig. Je älter er wurde, umso weniger las er.

Oscar Wilde, der immerhin hunderte von Rezensionen schrieb und sich gut auskannte in der Literatur seiner und vergangener Zeiten, sagte einmal. „Literatur langweilt mich“ und allgemein bekannt war, dass er die Bücher, die

er geschenkt oder zur Rezension geschickt bekam, oft nur flüchtig durchblättert. Er verehrte einige wenige Autoren, ansonsten fanden sich in seiner Bibliothek eher Werke über Esoterik oder Freimaurerei sowie die alten Epen der Antike. Gegenwartsliteratur? – Sehr vereinzelt.

Also: Autoren lesen sich gegenseitig nicht. Das Schreiben und Vermarkten des eigenen Werks scheint uns völlig auszulasten. Wir werfen den Amazon-Link zu unseren Büchern in die Welt, wo wir gehen und stehen, empfinden aber die Werbung der Anderen als lästig. Wir wollen, dass andere Autoren uns lesen – lesen selber andere Autoren aber nicht. Hmm.

Ist er denn so ein Haifischbecken, der Literaturbetrieb? Die Aufmerksamkeit von Schreibern für das Werk eines Kollegen ist so gering, dass es manchmal schon beleidigend ist. Zumindest in vielen Feldern der wunderbaren Netzwelt. Manchmal beschränkt es sich auf (letztlich sich aufhebendes) Lob und Gegenlob, das war es dann. Vernetzungen entstehen fast gar nicht. Jeder steht allein. Schade, oder? Oder nicht?

„Ist ja alles gut und schön“ – mag der ein oder andere sagen. „Autoren schreiben ja auch nicht für Autoren, sondern für LESER“ – Soweit richtig, aber den Leser zu erreichen ist ähnlich schwierig, zumal er sich seltener in Gruppen organisiert und in seiner Erscheinungsform mindestens so vielfältig und schwer zu greifen daherkommt wie der Autor. Und ein Autor in einer Leserguppe steht von vorne herein unter dem Generalverdacht, nur Werbung machen zu wollen. Schlimmer noch ist allerdings, dass die eigentlich naheliegende Annahme, ein Autor SEI ein Leser, offenbar nicht ganz richtig ist.

Und nochmal zur Werbung: In der Tätigkeit des Schreibens ist ja das Gelesenwerden irgendwie impliziert, wenn mich meine altmodische Weltsicht nicht trügt. Ist die Tätigkeit, ein Buch zu verfassen, also nicht zwingend mit einem gewissen Schritt auf die Öffentlichkeit verbunden? Ist der Punkt, an dem man sich entscheidet, sich fortan „Autor“ zu nennen und Bücher zum Kauf anzubieten nicht schon der Wechsel ins Marketing? Gut, man kann sich „Autor“ nennen und seine Texte verschenken oder gar nicht erst drucken. Man kann mit den schönsten selbsterdachten

Gedichten der vergangenen 500 Jahre im Kopf umhergehen und sich „Dichter“ nennen, ohne, dass eines davon je auf Papier gesetzt worden wäre. Das gliche dann der Selbstbezeichnung „Imker“ oder „Heimwerker“, solange diese weder Honig noch selbstgebaute Möbel zum Erwerb anbietet. Aber wenn die Bienchen fleißig sind und die Säge gut flutscht, kann irgendwann der Gedanke an einen Ertrag entstehen, der mit dem vielleicht mittlerweile zum wichtigen Lebensbestandteil gewordenen Hobby zu erzielen wäre. Und dann? Kommen die Leute von allein, aus einer vagen, mystischen Ahnung heraus an die Tür und fragen nach Brotaufstrich oder Sitzgelegenheiten der besonderen Art? – Hmm. Eher nicht! Oder doch?

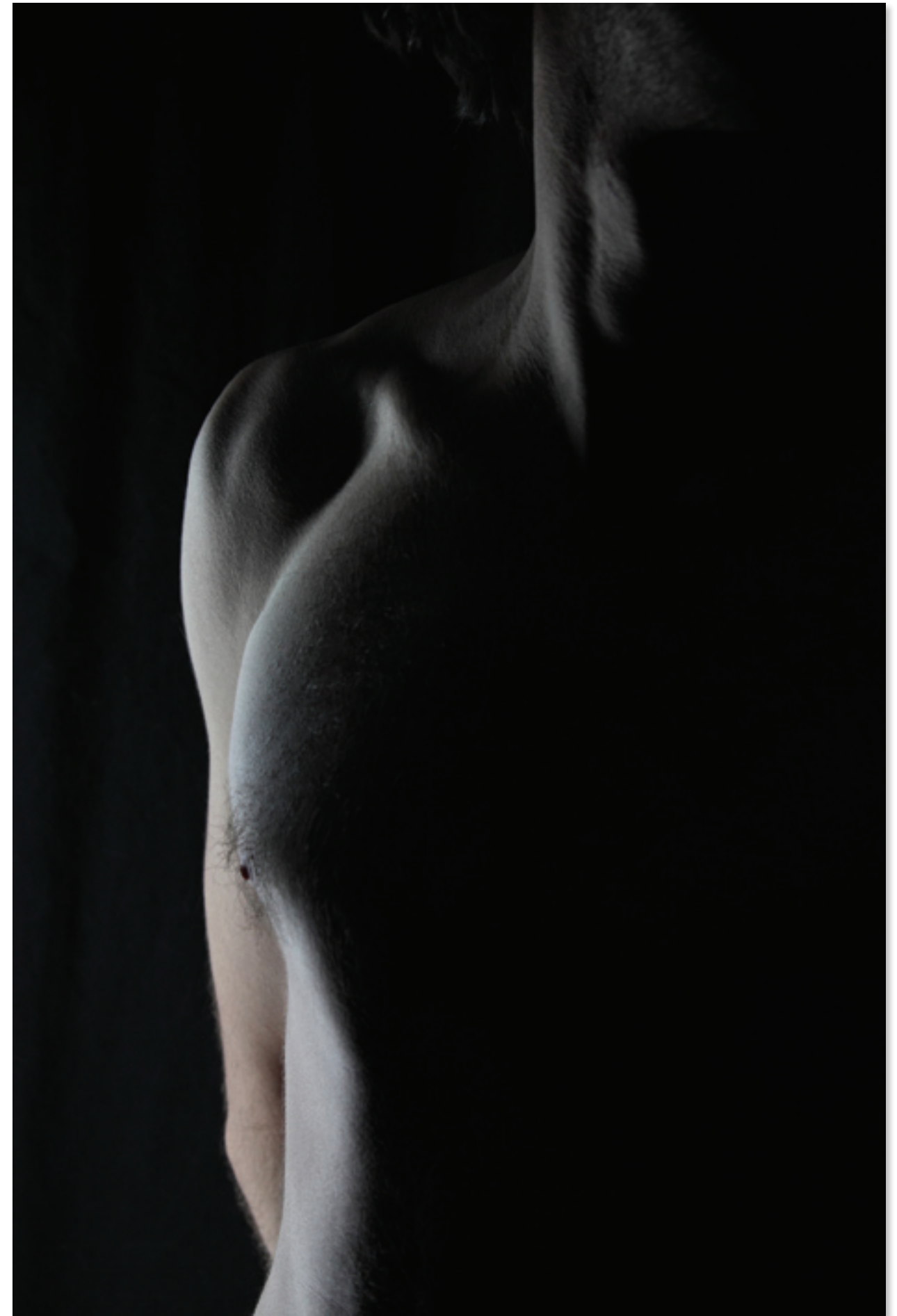
Bin ich jetzt unromantisch, weil ich Honig, Tisch und Roman zusammen in eine Schublade stecke, auf der „WARE“ steht??

Kurzum:

Wir sollen also schreiben. Wir sollen unsere Texte bitte ungekürzt und kostenlos zur Verfügung stellen. Aber wir sollen bitte niemanden daran erinnern, dass man diese Texte auch alle schön ordentlich gebunden und gesammelt für Geld kaufen kann. Das ist scheinheilig. Wir sollen also romantisch auf den großen Wurf warten, auf das Entdeckt-Werden über Nacht und ohne unser Zutun.

Und was essen die armen hungrigen Kinder? Womit schützen sie ihre zarten Füßlein vor dem Frost und was erfreut ihr Herz in den dunklen Stunden der Langeweile?

In einem schönen Text über das Leben als Autor von Marc Degens äußert ein „Freund“ des Verfassers die Meinung: „Jeder Schriftsteller sollte einen anständigen Beruf haben“ – Recht hat er! Dann bräuchte man sich nicht anzupreisen wie Sauerbier. Man könnte mal wieder was mit Holz machen. Und Bienchen sind eine interessante Spezies ... Glücklichen diejenigen, die nur sich selbst schreiben können.



Evelin Habicher: David



Evelin Habicher: Day and Night



Evelin Habicher: Into your Hand

Es wird nie langweilig

Sandra Uschtrin, Verlegerin (Uschtrin Verlag) im Gespräch mit Rüdiger Heins

experimenta: Frau Uschtrin, war es schon immer ihr Wunsch, Verlegerin zu werden?

Sandra Uschtrin: Mit dreizehn habe ich zwei Ausgaben einer Zeitschrift gebastelt. Sie hieß „Pony“. Ich schrieb alle Artikel selbst, schoss Fotos, textete Anzeigen – sogar ein Kreuzworträtsel gab es darin. Damals wollte ich lieber Pferdezüchterin werden. Oder Landwirtin wie die Kinder vom benachbarten Gutshof. Während meines Germanistikstudiums hatte ich kein konkretes Ziel. Irgendwas mit Buchstaben: Journalistin vielleicht oder Professorin für empirische Literaturwissenschaft. Das „Handbuch für Autoren“, die ersten drei Ausgaben hieß es so, lief mir erst als Praktikantin über den Weg, nach dem Studium. Und erst als ich 1996 – inzwischen hatte ich zwei Kinder und war verheiratet – einen eigenen Verlag gründete, um das Handbuch dort weiterzuführen, war ich plötzlich Verlegerin. Ich habe es lange Zeit nicht gewagt, mich so zu nennen. So wie sich manche, die schreiben, nicht trauen, sich als SchriftstellerIn zu bezeichnen.

experimenta: Welche Schwerpunkte setzen sie in ihrem Verlagsprogramm?

Sandra Uschtrin: Wir wollen Autorinnen und Autoren mit dem, was wir tun, auf ihrem Weg begleiten und sie beruflich voranbringen. Zu Beginn lief das nur über das „Handbuch für Autorinnen und Autoren“. Dann kamen die Informationen auf der Uschtrin-Website dazu und das Autorenmagazin FEDERWELT. 2014 ließen wir eine neue Internetplattform errichten, die Autorenwelt. Vor einigen Wochen haben wir dort ein Forum angedockt. Im Herbst werden wir die Schreibratgeberreihe „Heute schon geschrieben?“ von Diana Hillebrand als zweibändige Hardcover-Edition mit Fadenheftung und Lesebändchen herausbringen. Die Tinte unter dem Lizenzvertrag mit dem E-Book-Verlag dotbooks ist gerade trocken. Dort ist die Originalausgabe als 10-bändige E-Book-Reihe erschienen. Das bedeutet aber nicht, dass wir selbst keine E-Books machen. Von der 7. Ausgabe des Handbuchs gibt es mehrere Auskopplungen, sechs Kapitel, die wir in der Reihe „E-Books für Autorinnen und Autoren“ herausgebracht haben, darunter der sehr beliebte Band 3 „Musterexposés“.

Auch der Bereich Selfpublishing ist für unseren Verlag natürlich sehr interessant. Zur Frankfurter Buchmesse werden wir mit dem Magazin „Der Selfpublisher“ herauskommen, einem Sonderheft der FEDERWELT, geplante Auflage 10.000 Exemplare. Zeitschrift, Bücher, E-Books, Informations- und Kontaktplattform im Internet – wir tanzen auf allen Hochzeiten!

experimenta: Sie leiten also einen Fachverlag für Autorinnen und Autoren. Wie muss man sich das vorstellen?

Sandra Uschtrin: Wie den Himmel auf Erden! Klar, die meiste Zeit sitze ich vorm Computer, aber das ist bei SchriftstellerInnen ja nicht anders. Es gibt feste Termine und Rhythmen. Alle zwei Monate haben wir bei der FEDERWELT Druckfreigabe. Die Adressen der Abonnenten müssen spätestens dann auf dem aktuellen Stand sein, denn der Versand der Abohefte und der Belege erfolgt über die Druckerei. Das heißt alle Kündigungen müssen bis dahin ausgepflegt,



Sandra Uschtrin, Foto: Christoph Hellhake

alle Adressänderungen eingepflegt sein. Das Cover des neuen Heftes und Teile des Inhalts sind auf die Website zu stellen; das PDF der aktuellen Ausgabe muss auf die Plattform des digitalen Vertriebs – bei uns macht das Bookwire – hochgeladen werden, zusammen mit den Metadaten.

Seit Kurzem habe ich zwei feste Mitarbeiterinnen, beide der absolute Glücksgriff: Anke Gasch ist seit 2014 Chefredakteurin der FEDERWELT. Sie akquiriert und redigiert die Artikel und ist für die Heftplanung verantwortlich. Sie steht also im direkten Austausch mit den AutorInnen, während ich mich ums Anzeigengeschäft kümmerge und mich mit unseren Layoutern abspreche. Natürlich mailen oder telefonieren Anke und ich viel miteinander, denn sie wohnt ja nicht hier in Inning am Ammersee, wo der Verlag ist, sondern in NRW.

Seit einigen Monaten arbeitet außerdem Angelika Fuchs im Uschtrin Verlag, und zwar direkt vor Ort. Auf ihrer Visitenkarte steht „Operations & Distribution“. Darüber müssen wir immer lachen, weil es sich so schön bescheuert anhört. Angelika bearbeitet alle Bestellungen, schreibt also die Rechnungen, wenn ein Handbuch oder ein Einzelheft bestellt wird und verpackt es. Denn der Uschtrin Verlag liefert ja selbst aus. Angelika macht auch die Buchungen und ist da viel schneller als ich, weil sie den Zahlenblock ohne hinzugucken bedienen kann – wow! Außerdem kennt sie sich mit vielen technischen Details aus, die die Autorenwelt betreffen und kann daher den Usern weiterhelfen, wenn es zum Beispiel Probleme beim Login oder beim Eintragen von Ausschreibungen gibt.

Das Beste an meinen beiden Mitarbeiterinnen ist, dass ich nun zwei helle Köpfe habe, die mitdenken und mir sagen, wenn sie etwas doof finden. Denn hin und wieder komme ich mit irgendwelchen Ideen, neuen Projekten. Die kann ich dann gleich mit beiden durchdiskutieren. Neue Projekte kommen aber natürlich auch von außen. Dass dotbooks mit der Schreibratgeberreihe von Diana Hillebrand auf uns zugekommen ist, freut mich sehr.

Will sagen: Natürlich gibt es, wie wohl in jedem Beruf, viele Routinesachen. Aber es wird nie langweilig. Wenn man sein Ding machen kann, ist jeder Tag schön!

experimenta: Ihr Flaggschiff ist die FEDERWELT, ein regelmäßig erscheinendes Autorenmagazin, mit praktischen Hinweisen und Informationen für Autorinnen und Autoren. Wie muss man sich die redaktionelle Arbeit an diesem Fachmagazin vorstellen?

Sandra Uschtrin: Die redaktionelle Arbeit macht ja nun Anke Gasch. Als Chefredakteurin ist sie Projektmanagerin und auch dafür zuständig, Artikelideen zu entwickeln. Ihr Projekt: sechs Mal im Jahr 64 Seiten mit Inhalten füllen, die unsere Zielgruppe – Selfpublisher und VerlagsautorInnen – begeistert. Anke hat sich in dieser kurzen Zeit wunderbar vernetzt. Sie ist sehr kontaktfreudig und wenn sie sich jemanden ausgeguckt hat, von dem sie glaubt, dass er einen tollen Artikel schreiben könnte, dann gelingt es ihr eigentlich immer, diesen Menschen für uns zu gewinnen. Das ist eine wunderbare Gabe! Nach der AutorInnen- bzw. Artikelakquise und dem Briefing (Was soll in dem Artikel stehen? Wie ist er gegliedert? Wie lang darf er sein? In welchem Heft soll er erscheinen und wann ist Abgabe?) schaut sie darauf, dass die Artikel rechtzeitig reinkommen, um diese dann in Absprache mit den AutorInnen zu redigieren. In der Textarbeit ist Anke unglaublich stark und dabei im Umgang mit den AutorInnen so einfühlsam, dass ich da noch viel von ihr lernen kann. Ich bin ruppiger. Aber worin wir uns ähnlich sind, ist, dass es uns immer um den Text geht. Darum, ihn zum Glänzen zu bringen. Damit er unsere Leserinnen und Leser glücklich macht.



eXperimenta: Sie haben mit der Website www.autorenwelt.de eine digitale Plattform für die Verlage, Autoren und Autorinnen geschaffen. War das eine Lücke, die sie gefüllt haben?

Sandra Uschtrin: Eine Internetplattform wie die Autorenwelt, auf der sich Menschen, die im Literaturbetrieb zu Hause sind, treffen und untereinander austauschen können, gab es so in der Tat noch nicht. Hier können alle, die etwas mit Büchern zu tun haben, ein Profil von sich hinterlegen und auch ihre Organisationen eintragen, also ihre Firmen, Verlage, Literaturvereine, -agenturen, -zeitschriften oder was auch immer. Veranstalter können hier ihre Ausschreibungen veröffentlichen: Literaturwettbewerbe und -stipendien unter „Förderungen“, Kurse, Seminare, Schreibreisen unter „Weiterbildungen“, Lesungen, Tagungen und andere Events unter „Veranstaltungen“, Aufrufe zum Mitmachen bei Anthologieprojekten und Ähnliches unter „Aufrufe“. Das alles ist für die User kostenlos, und der Plan ist, dass diese Welt denen, nach denen sie benannt ist, also den AutorInnen, irgendwann selbst gehört.

Seit dem Frühjahr gibt es auf der Autorenwelt ein Forum – ein weiterer Schritt in die richtige Richtung. Und das ist erst der Anfang.

eXperimenta: Wie pflegen sie Kontakte zu den Autoren und Autorinnen, die mit ihnen zusammen arbeiten?

Sandra Uschtrin: Manchmal Sorge ich mich, dass ich meine Kontakte nicht genügend pflege. Ich sollte zum Beispiel auf Facebook viel häufiger etwas schreiben und liken und teilen. Aber das ist so zeitintensiv!

Vor ein paar Tagen fragte mich Martina Troyer, die für die FEDERWELT eine Kolumne über Social Media schreibt, wann denn nun mein Twitteraccount käme. Sie wolle mich nur mal wieder anstupsen, denn sie sähe da echten Bedarf. Aber ich habe ja nicht mal ein Handy! Und ich will auch keins. Denn wenn ich daheim bin, dann ist das normale Telefon nur fünfzig Zentimeter weit weg. Und wenn ich nicht daheim bin, will ich zum Beispiel schwimmen gehen. Ich schrieb ihr: „Ich stelle es mir gerade grausam vor, auf dem Holzsteg in die Sonne zu blinzeln, der See, spiegelglatt, der mir zuruft: ‚Komm, rein! Schwimm in mir!‘, und plötzlich klingelt oder summt oder vibriert das Telefon. Nö. Oder heute Mittag: Da habe ich in der knalligen Sonne dreißig Holunderblüten gepflückt – wie die duften! – und daraus später einen Sirup gemacht. Ich bin dann gedanklich woanders, quasi im Kurzurlaub. Und wenn ich dann immer noch denken müsste: ‚Okay, Sandra, jetzt twittere das mal‘ – och nöööö!“ Das hat für mich auch etwas mit Privatsphäre zu tun. Gott sei Dank kennen mich die meisten Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, gut genug und nehmen mir meine Funkstille zwischen den Projekten nicht krumm.

eXperimenta: Unlängst erschien die achte Auflage des „Handbuchs für Autorinnen und Autoren“. Wie arbeitsintensiv ist denn so ein umfangreiches Projekt?

Sandra Uschtrin: Es ist enorm arbeitsintensiv, weshalb das Handbuch mit Euro 54,90 auch so teuer ist wie es ist. Doch im Grunde ist es super günstig, wenn man bedenkt, wie viele Menschen darüber wie lange brüten, wie viele Anregungen man beim Lesen erhält und wie viel Lehrgeld man sparen kann.

Seit Anfang Februar 2015 ist das Handbuch lieferbar. Im Januar war das Buch – ein wunderschönes Hardcover, zweifarbig gedruckt, mit Lesebändchen und Fadenheftung, 704 Seiten – in der Druckerei. Ab Mitte November bis nach Weihnachten hatte es Jochen Fassbender bei sich, für mich Deutschlands bester Registermacher. Mein Mitherausgeber Heribert Hinrichs hat im Dezember 2013 losgelegt, gemeinsam mit mir die Kapitel konzipiert und dann die entsprechenden Beiträge akquiriert, also die AutorInnen kontaktiert und gebrieft.

Ich bekam die Dateien im Sommer 2014. Jedes Kapitel, also jeder einzelne Beitrag, jedes Interview, jede Link- und Adresssammlung haben wir dann nochmals gründlich lektoriert. Wir, das meint vor allem Ingrid Haag, eine Lektorin, die sehr stilsicher und absolut zuverlässig ist und die jetzt

auch für das Sonderheft „Der Selfpublisher“ verantwortlich zeichnet, weil sie einfach klasse ist und selbstständig arbeiten kann. Eine ihrer Aufgaben bestand darin, darauf zu achten, dass über alle Beiträge und Kapitel hinweg alles einheitlich geschrieben oder gesetzt ist. Bei insgesamt 45 verschiedenen Beiträgerinnen und Beiträgern ist das gar nicht so einfach. Die einen verwenden bei Aufzählungen Spiegelstriche, die anderen Listenpunkte; manche schreiben „phantastisch“, andere „fantastisch“. Was ist die Regel, wo machen wir Ausnahmen?

Ein harter Brocken war der Kommentar zum neuen Normvertrag für den Abschluss von Verlagsverträgen. Dieser Kommentar von Rechtsanwalt Tobias Kiwitt, Vorstandssprecher des Bundesverbands junger Autoren und Autorinnen (BVjA), ist das Herzstück dieser Handbuch-Ausgabe. Nirgendwo sonst, auch nicht im Internet, gibt es momentan einen Kommentar zum neuen Normvertrag. Dieser Kommentar umfasst im Handbuch 42 Seiten, und Tobias Kiwitt erklärt darin minutiös, was welche Formulierung bedeutet und worauf man als AutorIn unbedingt achten sollte. Aber wie das bei Juristen gerne so ist: Manche Formulierung kommt dann doch ein wenig hölzern und im Juristendeutsch daher. Solche Texte zu lekturieren und so lesbar zu machen, dass sie auch jemand versteht, der nicht vom Fach ist, erfordert nicht nur Fingerspitzengefühl, sondern auch Fachwissen.

Als letztes Puzzlestück haben wir das für diese Ausgabe neu konzipierte Kapitel eins – „Selfpublishing und Marketing“ – eingefügt. Und zwar deshalb erst ganz am Schluss, weil sich im Bereich Selfpublishing derzeit am meisten tut. Das hätte man nicht schon im Frühjahr 2014 schreiben können. Auch der Registermacher bekam dieses Kapitel erst kurz vor Weihnachten, so dass er bis dahin mit vorläufigen Seitenzahlen arbeiten musste.

Arbeit macht auch die Akquise der Anzeigen, meine Aufgabe, die es im Handbuch gibt. Es sind diesmal rund fünfzig ganz- oder halbseitige Anzeigen, über die ich wenigstens einen Teil der hohen Herstellungskosten finanziere. Insofern bin ich für jede Anzeige dankbar und empfinde sie als großzügige Unterstützung unserer Arbeit. Von den Leserinnen und Lesern werden diese Anzeigen gut angenommen. Denn ich gehe natürlich nur auf solche Anzeigenkunden zu, die etwas anbieten, das für AutorInnen interessant ist. Und manche Anzeigen erscheinen im Tausch: zum Beispiel mit dem Verband der Freien Lektorinnen und Lektoren (www.vfl.de), wo wir mit einer Anzeige im „Leitfaden Freies Lektorat“ vertreten sind.

Parallel zum Fertigstellen der letzten Kapitel werden die fertigen Texte natürlich auch Korrektur gelesen. Beim Handbuch machten das Petra Zwerenz, die auch die FEDERWELT Korrektur liest, und außerdem meine Mitarbeiterin Angelika Fuchs, Heribert Hinrichs und ich. Alle, die mit Buchstaben hantieren, wissen, wie leicht sich der Fehlerteufel einschleicht. Aber Fehler in einem Handbuch für AutorInnen wären doppelt peinlich.

eXperimenta: Haben sich im Laufe ihrer Tätigkeit als Verlegerin die Rahmenbedingungen in Bezug auf die digitale Welt verändert?

Sandra Uschtrin: Ja, sehr. 1998 habe ich meinen ersten Internetauftritt selbst gebastelt: mit dem Netscape Communicator, später dann mit Adobe Golive. Ich war meine eigene Webmistress. Das hat richtig Spaß gemacht! Einige kennen vielleicht noch meine früheren Seiten auf uschtrin.de. Aber irgendwann sah dieser Internetauftritt nur noch grottig aus. Ich habe mich dafür geschämt und außerdem kostete mich das Einpflegen der vielen literarischen Ausschreibungen viele Stunden meines Lebens.

Es ist extrem wichtig, mit den neuen Entwicklungen in der digitalen Welt Schritt zu halten. Und der eigene Internetauftritt ist bei einem Verlag – neben den Büchern oder der Zeitschrift, die er im Programm hat – nun mal seine Visitenkarte.

Anziehend ist in der Regel nur, wer auch nach außen hin anziehend wirkt. Auch viele Selfpublisher wissen davon ein Lied zu singen. Man sollte daher möglichst immer mit Profis zusammenarbeiten:

mit jemandem, der einem ein tolles Cover gestaltet, und mit einer Fotografin, die ein richtig gutes Pressefoto von einem macht. Das kostet leider Geld.

Und gute ITler, die digitale Welten bauen, kosten richtig viel Geld. Einmal am Mäusrädchen gedreht und man ist locker hundert Euro los. Es ist nicht einfach, das zu stemmen. Aber es wäre ja auch langweilig, wenn alles einfach wäre.

eXperimenta: Wie sehen sie die Zukunftsaussichten der E-Books?

Sandra Uschtrin: Rosig. Aber müssten sie mich nicht fragen: Wie sehen sie die Zukunftsaussichten der Printbücher? Eine Wohnung mit Bücherregalen zu bestücken, das wird immer mehr aus der Mode kommen. Doch letztlich ist das E-Book nur eine andere Editionsform. Ein Roman sollte heutzutage immer sowohl als Print- als auch als E-Book-Ausgabe erscheinen. Die Kunden wollen die Wahl haben, und der Kunde ist König.

eXperimenta: Was würden sie einem Autor oder einer Autorin raten, um mehr Aufmerksamkeit in den Medien zu bekommen?

Sandra Uschtrin: Erst einmal kommt es, ganz altmodisch, auf das Produkt an. Als Selfpublisherin würde ich also mit einer exzellenten Lektorin zusammenarbeiten, die kein Blatt vor den Mund nimmt und die meinen gesamten Text durchknetet und auf Schwachstellen abklopft. Wenn ich als Autorin mittelmäßig wäre, würde ich alles versuchen, um erstklassig zu werden, Stichwort Schreibcoaching und Stimmtraining. Und weil ich in Hackenschuhen – gibt es diesen Ausdruck eigentlich noch? – nicht laufen kann, würde ich in der Öffentlichkeit immer barfuß auftreten. Ich wäre dann die Olle, die immer barfuß rumläuft. Nach außen hin wäre ich also die Marke mit sofortigem Wiedererkennungswert. So wie Charlotte Roche, die viele mit dem Wort „peinlich“ verbinden. Das muss man allerdings aushalten und auch Lust darauf haben. Insofern bin ich lieber Verlegerin. Da stehe ich nicht im Rampenlicht.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview für die **eXperimenta** führte Rüdiger Heins.

Websites:

www.uschtrin.de, www.federwelt.de, www.autorenwelt.de,
www.handbuch-fuer-autoren.de

Zeitschrift: FEDERWELT – Zeitschrift für Selfpublisher und VerlagsautorInnen

Abonnement:

Die FEDERWELT erscheint 6x jährlich alle zwei Monate, und zwar im Februar, April, Juni, August, Oktober, Dezember. Einzelhefte oder ein Abonnement können sie direkt beim Uschtrin Verlag bestellen:

www.autorenwelt.de/magazin/magazin-bestellen, service@uschtrin.de,
Telefon 08143/3669-700.

Kosten Jahresabonnement: Inland: Euro 39,00 inkl. Versand; Ausland: Euro 39,00 zzgl. Euro 12,00 Versand (Europa). Einzelheftpreis: Euro 6,90 pro Heft zzgl. Versand

Als downloadbares PDF zum Preis von Euro 4,99 gibt es die FEDERWELT außerdem in zahlreichen E-Book-Shops wie <https://minimore.de> oder www.beam-ebooks.de. Bitte „federwelt“ in die Suche des betreffenden Shops eingeben.

Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Yssabeau

Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund,
ich schrie mir schon die Lungen wund
nach deinem weißen Leib, du Weib.
Im Klee, da hat der Mai ein Bett gemacht,
da blüht ein schöner Zeitvertreib
mit deinem Leib die lange Nacht.
Das will ich sein im tiefen Tal
dein Nachtgebet und auch dein Sterngemahl.
Im tiefen Erdbeertal, im schwarzen Haar,
da schlief ich manches Sommerjahr
bei dir und schlief doch nie zuviel.
Ich habe jetzt ein rotes Tier im Blut,
das macht mir wieder frohen Mut.
Komm her, ich weiß ein schönes Spiel
im dunklen Tal, im Muschelgrund...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund!
Die graue Welt macht keine Freude mehr,
ich gab den schönsten Sommer her,
und dir hats auch kein Glück gebracht;
hast nur den roten Mund noch aufgespart,
für mich so tief im Haar verwahrt...
Ich such ihn schon die lange Nacht
Im Wintertal, im Aschengrund...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.
Im Wintertal, im schwarzen Beerenkraut,
da hat der Schnee sein Nest gebaut
und fragt nicht, wo die Liebe sei,
Und habe doch das rote Tier so tief
erfahren, als ich bei dir schlief.
Wär nur der Winter erst vorbei
und wieder grün der Wiesengrund!
...ich bin so wild nach deinem Erdbeermund!

Der Klassiker

François Villon
(1431-1464)



François Villon (* 1431 in Paris; † nach 1463; sein eigentlicher Name war vermutlich François de Montcorbier oder François des Loges) gilt als bedeutendster Dichter des französischen Spätmittelalters. In seinen beiden parodistischen Testamenten und in zahlreichen Balladen verarbeitet er die Erlebnisse seines abenteuerlichen Lebens als Scholar, Vagant und Krimineller. Während für die Zeitgenossen vermutlich vor allem die satirischen Strophen auf zeitgenössische Pariser Honoratioren von Interesse waren, schätzt man ihn seit der Romantik wegen seiner eindringlichen Gestaltung der stets aktuellen Themen Liebe, Hoffnung, Enttäuschung, Hass und Tod, besonders im ersten Teil des Großen Testaments.
Quelle: Wikipedia

Mohn und Trümmerberge

Andreas Holzhausen

„Oma, warst du eigentlich auch mal verliebt?“ Die Enkelin Stefanie stellt ihrer Großmutter wohl nicht von ungefähr eine solche Frage. Mit ihren 14 Jahren erlebt sie selber zum ersten Mal das verwirrende Interesse an den Altersgenossen des anderen Geschlechts. Aber die Oma verliebt? Das kann sie sich nicht recht vorstellen. In den Augen der Jugend waren die Alten ja schon immer alt. Und dann verliebt?

Die Großmutter will nicht so recht raus mit der Sprache: „Ach weißt du, das ist alles schon so lange her...“ Aber Stefanie lässt nicht locker: „Nun komm schon, Oma. Sonst sagst du immer, ich war auch mal jung. Also, wie war das bei dir?“ Einen Moment schweigt die Großmutter, während sie versonnen aus dem Fenster blickt. Dann gibt sie sich einen Ruck und fängt an zu erzählen.

„Ja also, das war kurz nach dem Krieg. Ich war damals 17 und wohnte mit meiner Mutter in Bremerhaven, da oben im Norden an der Weser. Du kannst dir wohl kaum vorstellen, wie die Stadt aussah, alles war kaputt von den Bombenangriffen. Es war trostlos. Besonders die Hafengegend sah schlimm aus. Nur die Kaianlagen an der Weser waren halbwegs wiederhergestellt. Dort lagen jetzt amerikanische Schiffe. Sie brachten alles, was die amerikanischen Besatzungstruppen so brauchten. Deshalb gab es auch jede Menge amerikanische Soldaten in der Stadt.

Es war eines Abends, irgendwann im Sommer, eigentlich war es die Ferienzeit. Aber unsere Schule war noch nicht wiederhergestellt, und so hatten wir Dauerferien. Da schlenderte ich also durch die Straßen. Ich war jung und wollte doch mal was erleben. Aber was konnte man in der Ruinenstadt schon erleben? Rechts und links glotzten einen die leeren Fensterhöhlen in den rauchgeschwärzten Häuserfassaden an. Und dahinter Schutt und verbogene Stahlträger. Die Kinder hatten da noch ihren Spaß, das waren tolle Abenteuerspielplätze. Aber für mich war da wirklich nichts los.

Oft musste ich an die Jahre davor denken. Ja, da war was los gewesen. Ich gehörte zum BdM.“ „Was ist das denn?“, unterbricht Stefanie sie. „Ach ja, das kannst du nicht wissen. Das war der Bund deutscher Mädchen, die Abteilung der Hitlerjugend, zu der alle Mädchen gehörten. Wir machten Sport, hatten Heimabende, es gab Wanderungen und Zeltlager, oft auch mit den Jungs von der Hitlerjugend. Das war schon toll.“

Stefanie unterbricht sie: „Sag mal Oma, warst du denn auch ein Nazi?“ Die Großmutter schweigt einen Moment. Dann meint sie nachdenklich: „Was meinst du damit, ein Nazi? Ja, ich war begeistert vom Führer, wie alle damals. Oder jedenfalls die meisten. Und wer es nicht war, der sagte das nicht laut, denn das war zu gefährlich. Überall ging es ja aufwärts. Auch im Krieg ging es erst mal von einem Sieg zum nächsten. Aber selbst als dann aus Russland keine Siegesmeldungen mehr kamen, haben wir immer noch dem Führer zugetraut, dass er das noch wenden würde. Und dann war plötzlich alles aus, und wir saßen in den Trümmern und haben gemerkt, dass man uns betrogen hatte, und was die Deutschen alles an schrecklichen Dingen getan hatten. War ich nun ein Nazi?“

Darauf weiß Stefanie nichts rechtes zu antworten. So fährt die Großmutter fort: „Nun, ich wollte dir doch von jenem Abend erzählen. Ich schlenderte also durch die Straßen und kam aus der zerstörten Innenstadt in ein Viertel, das nicht so kaputt war. Dort waren viele Amerikaner einquartiert. Ich kam da an einer früheren Gaststätte vorbei. Oben drüber hing noch das Schild ‚Kaiserhof‘, aber jetzt trafen sich hier wohl amerikanische Soldaten. Aus der offenen Tür tönte laute Musik. Das war nicht die Marschmusik, die wir von der Hitlerjugend gewohnt waren, sondern rhythmische Klänge mit viel Schlagzeug, Trompeten und Saxophonen. Erst später erfuhr ich, dass die Amerikaner diese Musik Swing nannten. Für uns junge Leute von damals war das jedenfalls was völlig Neues.

Mich faszinierte diese Musik. Also ging ich etwas näher an die Tür. Mir war klar, dass ich da eigentlich nichts zu suchen hatte. Schließlich gehörten die Amis zur feindlichen Besatzungsmacht. Und ich hatte auch gehört, dass die Army es gar nicht gerne sah, wenn ihre Soldaten mit Deutschen zu vertraut wurden. ‚Fraternisation‘ nannten sie das, und das war eigentlich verboten. Aber meine Faszination war stärker. Ich blieb an der Tür stehen und lauschte. Plötzlich sprach mich von hinten eine Männerstimme an: ‚Hello, Fräulein, gefällt ihnen die Musik?‘ Es war ein amerikanischer Soldat, der wohl ins Lokal wollte. Seltsamerweise sprach er Deutsch.

Jedenfalls, er lud mich ein: ‚Come on, kommen sie ruhig mit!‘ Ich wusste nicht recht, was ich tun sollte. Aber schließlich siegte die Neugier. Mir kam wohl auch zugute, dass ich damals ganz gut aussah, ich hab dir ja mal Fotos aus der Zeit gezeigt. „Meinst du das mit den Zöpfen und dem komischen langen Rock?“ unterbrach Stefanie sie. „Ja, genau, das galt damals halt als schick. Ich folgte jedenfalls dem GI an einen Tisch in einer Ecke des halbdunklen Raumes und wir setzten uns. Einige der Soldaten an den Nachbartischen blickten neugierig zu uns herüber, aber niemand schickte mich wieder raus. Ein deutscher Kellner kam zu uns und fragte in schlechtem Englisch, was wir trinken wollten. ‚Mögen Sie eine Coke?‘ fragte mein Begleiter. Ich hatte keine Ahnung, was das war, aber ich nickte.

Ich sah mir meinen Begleiter etwas näher an. Er sah wirklich gut aus, schlank, mit dem kurzen Bürstenhaarschnitt der Soldaten und in seiner schicken Uniform. Schade, dass er Amerikaner war, da hatte ich als ‚Nazi Woman‘ sicher keine Chance. Aber er lächelte mich an und meinte: ‚Mein Name ist Albert, aber alle nennen mich Al. Und wie heißen Sie?‘ Ich sagte ihm meinen Namen und fragte: ‚Aber wieso können sie Deutsch?‘ Er lachte und meinte: ‚Bei uns zuhause wurde viel Deutsch gesprochen, meine Eltern sind in die USA ausgewandert, als ich ein Baby war. Englisch habe ich erst bei den Kindern der Nachbarschaft gelernt. Und jetzt bin ich Dolmetscher hier im Headquarter.‘ Ich schwieg eine Weile verlegen. Schließlich nahm ich allen Mut zusammen und fragte ihn geradeheraus: ‚Warum laden sie mich ein? Hassen Sie nicht die Deutschen, wir sind

doch ihre Feinde?‘ Er wurde plötzlich ernst und meinte: ‚Ja, ich habe die Krauts gehasst, schließlich haben sie auf mich geschossen, und zwei meiner besten Freunde haben sie erwischt, die liegen irgendwo in den Ardennen begraben. Aber jetzt ist der Krieg doch aus, und sie haben ja nicht auf mich geschossen!‘

Stefanie unterbricht die Großmutter: „Wieso hat er von ‚Krauts‘ geredet?“ Lachend erklärt sie ihm: „Nun, wir Deutschen waren für sie eben die ‚Krauts‘, wohl weil wir so gerne Sauerkraut essen. Und wir haben sie ‚die Amis‘ genannt, und die Engländer waren ‚die Tommis‘ und die Russen ‚der Iwan‘. Im Krieg hat man eben nicht viel Respekt vor den anderen.“

„Also, der Kellner brachte dieses braune Getränk, ich brauche dir wohl nicht zu sagen, dass es wunderbar schmeckte. Wir waren ja außer Wasser und Muckefuck nichts gewohnt.“ „Was ist denn Muckefuck?“ unterbricht Stefanie sie noch einmal. Großmutter lacht: „So nannten wir den Kaffee-Ersatz, den es damals gab. Der wurde, glaub ich, aus gerösteter Gerste gemacht. Hat gar nicht so schlecht geschmeckt. Aber Coca-Cola war dann doch was Besseres. Nun, Albert hat mir dann von seiner Heimat erzählt, von der Kleinstadt in Illinois, wo er aufgewachsen war, und von seinen Eltern, die er schon seit über einem Jahr nicht mehr gesehen hatte. Ich habe ihm von meiner Mutter erzählt und von unserer Sorge, weil mein Vater irgendwo in Russland verschollen war. Und von meinem älteren Bruder, deinem Onkel Werner, den sie in den letzten Wochen vor dem Kriegsende noch an die Front geschickt hatten, aber der immerhin schon eine Postkarte aus einem französischen Gefangenenlager geschickt hatte. Beim Erzählen waren wir, ohne es zu merken, ins ‚du‘ übergegangen.

Während wir uns unterhielten, betraten plötzlich zwei weitere Soldaten das Lokal. Sie hatten besonders schneidige Uniformen mit weißen Koppeln und blanken Helmen, auf denen die Buchstaben ‚MP‘ standen. Ich blickte fasziniert zu ihnen hinüber, da flüsterte Albert mir zu: ‚Militärpolizei! Die dürfen uns hier nicht zusammen sehen, sonst bekommen wir Ärger!‘ Mir fuhr der Schreck in die Glieder, hatte ich doch gehört, dass Deutsche schon beim geringsten Verdacht von der Besatzungsmacht verhaftet

wurden. Die beiden gingen von Tisch zu Tisch und ließen sich die Ausweise zeigen. Ich hatte natürlich keinen bei mir, und wahrscheinlich hätte mein alter Ausweis mit dem Hakenkreuz vorne drauf bei der amerikanischen Polizei auch nicht viel geholfen. Hastig blickte ich mich um, aber auf dem Weg zur Tür hätte ich an den beiden vorbei gehen müssen. Die Tür zur Toilette konnte ich nirgends entdecken. Also wohin?

Albert hatte die rettende Idee: „Tu so, als wärst du eine Kellnerin!“ Ich stand also auf und stellte mich so an den Tisch, als würde ich eine Bestellung aufnehmen. Dann ging ich gradewegs auf die Tür neben der Theke zu, wo ich die Küche vermutete. Sie führte in einen dunklen Flur, wo es tatsächlich nach Küche roch. Ich atmete auf, niemand hatte mich zurück gerufen. Da tauchte der Kellner auf und fragte: „Suchen sie was?“ Ich erklärte ihm meine missliche Lage. Er lächelte verständnisvoll und zeigte auf die Tür am anderen Ende des Gangs. Ich nichts wie da durch und nach draußen auf einen Hof mit leeren Getränkeboxen und allerlei Gerümpel. Ich lief gleich auf das Tor auf der anderen Seite zu. Als ich an einem Fenster der Gaststube vorbei musste, schlich ich geduckt daran vorbei. Dann war ich auf der Straße.

Das war noch mal gut gegangen! Aber schade, dachte ich, das war's dann wohl mit meiner Ami-Bekanntschaft. Also machte ich mich auf den Heimweg. Da hörte ich hinter mir einen leisen Pfiff. Ich drehte mich um, und da kam doch tatsächlich der Albert hinter mir her. „Ich komme mit“, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln, „abends ist es zu gefährlich für eine Frau alleine auf der Straße.“ Ich sagte natürlich nicht nein, und so zogen wir los durch die dunkle Stadt, denn in den meisten Straßen funktionierte die Beleuchtung noch nicht wieder. Schon bald merkte ich, dass er näher an mich heranrückte. Dann spürte ich seine Hand an der meinen. Im ersten Moment zog ich meine Hand zurück, aber dann ließ ich es geschehen und gab mich dem verwirrenden Gefühl hin, dass da wohl ein aufregendes Abenteuer auf mich wartete. Schließlich langten wir vor dem Haus an, wo wir uns eine kleine Wohnung mit einer Flüchtlingsfrau aus Schlesien teilten. Wir lebten im dritten Stock, das Stockwerk darüber war ausgebrannt, und das Dach war nur notdürftig geflickt worden.

Als Albert sich verabschieden wollte, klopfte mir das Herz bis zum Halse. Was würde er sagen? Denn längst war in mir der Wunsch erwacht, ihn wiederzusehen. Er druckste auch eine Weile herum, dann meinte er unvermittelt: „Well, my girl, was meinst du, können wir uns noch mal treffen?“ Ich hab nicht lange mit der Antwort gewartet, und wir haben uns schon für den nächsten Tag verabredet. Selten bin ich so schnell die Treppen hoch gekommen. Doch vor der Wohnungstür stockte ich. Sollte ich meiner Mutter alles erzählen? Was würde sie sagen? Ich hab ihr dann doch mein Abenteuer geschildert. Ihre Reaktion war, wie ich erwartet hatte: „Bist du verrückt geworden? Lass bloß die Finger von dem Ami! Das bringt doch nur Ärger!“ Mein Gegenargument war: „Aber Mama, er ist wirklich sehr nett. Und, bitte schön, wo sind die deutschen Jungs in meinem Alter? Entweder tot oder irgendwo in Kriegsgefangenschaft! Ich möchte schließlich auch mal was anderes erleben als Trümmer wegräumen und vor dem Laden Schlange stehen!“ Da hat sie dann nichts mehr gesagt.

Am nächsten Abend sind wir auf dem Weserdeich spazieren gegangen. Und er hat mich tatsächlich richtig in den Arm genommen. Ich war so glücklich! Auf dem Rückweg kamen wir an einem Trümmergrundstück vorbei. Da blühten in einem verwüsteten Vorgarten zwischen zerborstenen Mauerresten ein paar Mohnblumen, leuchtend rote Farbtupfer in dieser grauen Wüste. Albert sprang über den halb verbrannten Zaun und pflückte sie für mich. Das war für mich mehr, als es heute ein Strauß schönster Rosen ist. Immer, wenn ich Mohnblumen sehe, muss ich daran denken.

Tja, was soll ich sagen, ich war wirklich verliebt bis über beide Ohren. Und er, glaub ich wenigstens, war es auch. Einmal ist er mit zu uns in die Wohnung gekommen. Mutter wollte davon zuerst überhaupt nichts wissen. „Der kommt mir nicht ins Haus! Was sollen denn die Nachbarn denken, dass du einen Ami mitbringst“, war ihre Begründung. Aber ich ließ nicht locker: „Also Mama, die Amerikaner sind doch auch nur Menschen. Und was gehen uns die Nachbarn an!“ Schließlich gab sie nach, und als er dann kam und so nett war, und auch noch eine Tasche

voll mit Fleischkonserven und Schokolade aus seiner Kantine mitbrachte, da war das Eis schnell gebrochen. So was hatten wir schon lange nicht mehr auf dem Tisch gehabt.“

Jetzt platzt Stefanie mit einer neugierigen Frage heraus: „Aber sag mal, Oma, der Albert war doch nicht der Opa, oder?“ „Nein, nein, der kam erst viel später. Mit dem Albert, das waren einige Monate, die wie im Traum vergingen. Aber dann kam er eines Tages und meinte traurig: „Darling, ich habe heute meine ‚marching orders‘ bekommen, ich muss zurück nach Amerika!“ Wir hatten nie darüber gesprochen, aber es war uns beiden klar gewesen, dass der Moment einmal kommen würde. Und mich mitnehmen, das ging damals überhaupt noch nicht. So kam dann, was kommen musste: Wir haben uns noch mal heiß geküsst, dann verschwand er durch den Eingang zum Hauptquartier, und ich stand da und wischte mir die Tränen aus den Augen. Ich wusste, wann er auf das Schiff musste, aber als Deutsche konnte ich ihn nicht dahin begleiten, das war ‚off limits‘ für uns. Als das Schiff hinter dem Leuchtturm ‚Hoher Weg‘ verschwand, wurde mir so schwer ums Herz, dass ich nur noch heulen konnte. Tja, so was tut weh, weißt du! Es braucht eine Weile, bis man da drüber weg kommt. Einmal bekam ich ein Paket von ihm aus Hamilton, Illinois, mit Kaffee, Schokolade und Truthahnfleisch, samt einer Karte. Er schrieb, dass es ihm gut geht, er eine gute Arbeit hat und noch oft an mich denkt. Ich hätte ihm so gerne geantwortet, aber Briefe ins Ausland schicken, das ging noch gar nicht. Er hat noch ein paar Mal geschrieben, aber nach einer Weile brach der Kontakt ab.“

Stefanie schweigt eine ganze Weile. Dann sagt sie unvermittelt: „Wow, Oma, das ist ja eine Story wie aus einer anderen Welt, echt krass. Da bin ich doch froh, dass ich heute lebe. Aber wenn ich mal irgendwo Mohnblumen sehe, dann bringe ich dir einen Strauß mit!“

Andreas Holzhausen, Jahrgang 1940, verheiratet, drei erwachsene Kinder. Aufgewachsen im Rheinland, jetzt wohnhaft in Burbach bei Siegen. Nach der Ausbildung sieben Jahre als Sprachforscher und Bibelübersetzer in Nepal eingesetzt. Anschließend journalistisch tätig als Redakteur der Hauszeitschrift der Missionsgesellschaft. Seit einigen Jahren im Ruhestand.

Kreativität
ist oft
eine Mischung
aus Talent,
Interesse
und Erfahrung ...

... und bedarf
nicht unbedingt
vieler Köche.



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de



TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.



- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo
(4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

**TextArt-Verlag
Abonnentenservice**
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Festival

Ein Sommer voller Musik

27.6.–12.9.2015



Auch das 28. Rheingau Musik Festival lockt wieder Musikliebhaber in die Region zwischen Frankfurt, Wiesbaden und dem Mittelrheintal zu Konzerten in einmalige Kulturdenkmäler wie Kloster Eberbach, Schloss Johannisberg, Schloss Vollrads und das Kurhaus Wiesbaden. 2015 u. a. mit Anne-Sophie Mutter, Nils Landgren, Herbert Blomstedt, Gabriela Montero, Rudolf Buchbinder, Academy of St. Martin in the Fields, Joshua Bell, Andreas Scholl, London Philharmonic Orchestra, The King's Singers, Artemis Quartett, Ulrich Tukur, Mitsuko Uchida, Julia Fischer, Wiener Symphoniker, Yuja Wang, San Francisco Symphony.

Gerne schicken wir Ihnen unser Programm zu, rufen Sie uns an: 0 67 23 / 60 21 70
oder besuchen Sie unsere Webseite: www.rheingau-musik-festival.de

Rheingau
Musik
Festival

Hauptsponsor: **LOTTO**

Co-Sponsoren:

Helaba

Bank für Sozialwirtschaft

beuss

Medienpartner: hr2

Deutschlandradio

Official Airline: Lufthansa

Das Wesen und die Rosenblüten

Heiko Löwa

Auf Trampelpfaden wandelt hasserfüllt das Wesen mit den schwarzen Augen;

es kommt von weit her, ist der Schein, ein Schrei! ... das Trugbild alter Hexentage – Weinend!

Ein Rosenblütenhaufen fängt, von einer Bö erfasst, an zu fliegen.

Nun wirble Wind! Sing-Sang-Oh-Sing du Schönheit! Es berührt uns tief die Aura – Lebend!

Sie bittet um den Tanz verborgener und wahrer Weisheit: mitzutreiben

von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gesänge, sie erklingen aus den Bergen,

wo Nymphen schwanensanft zu milden Brisen gütig Meistergeigen streicheln –

Flehend!

Es entweichen dem Wesen die Zähren aus dunklen Geschichten;

sie erzählen von Leiden und Schmerz der vergangenen Jahre.

Wahre, so wahre Ästhetik-Ästhetik ergreift das vom Leben verletzte, geschundene Wesen.

Fällt nun sein Kummer wie reifes, geschütteltes Obst vom erfahrenen Baum der vergessenen Sagen?

Es sinkt hernieder und erkennt im Bild das Schöne.

In seinem Geist erklingen weich und zart die Töne.

Die Grazie liebt so innig das Gespiel der Blüten.

Oh Wesen, wirst auch du verwehen, uns berühren

und werden bald die schwarzen Tränen aus uns quellen,

wenn wir dich als Erinnerung im Herzen tragen?

Du bist ein Mond, der sich im Wasser spiegelt.

Ein Stern, der durch den trüben Nebel schimmert.

Ein Keim – das stets Enthaltene in unsren Herzen,

auch dann, wenn diese erst im Alter sacht erblühen.

Oh, Feen fühlen – Blätter sterben einsam

im Wind, gesegnet durch das leise Schluchzen

des wütenden Geschöpfs, der Schlucht entronnen.

Beisammen singen Chöre laut gemeinsam

die Lieder, denn sie hoffen still und beten,

dass linde Winde wehen für ein Lächeln.

Heiko Löwa, geboren 1985 in Berlin; Steuerfachangestellter.
Veröffentlichungen: 2011 Autorennetzwerk Suite 101;
Anthologie Geister des Alltags, herausgegeben von Tabea
Toubare; 2014 eXperimenta - Online- und Radiomagazin
für Literatur und Kunst Ausgabe 11/14.

SCHIRN
KUNSTHALLE
FRANKFURT

rowohlt

Kultur passiert hier! 

Schauspiel
Lesungen
Gitarrenkonzerte
Klezmer
Experimentelle Musik
Chansons & Texte
Performance
TanzTheater
Freie Szene Saar

theater **im Viertel**
Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de



Evelin Habicher: Skyline



Evelin Habicher: Wave



Evelin Habicher: Lay Down

Schnittmuster für Kurzgeschichten

Birgitta M. Schulte

I.

Eine gerade Erzählrichtung, gehalten einmal am Anfang, einmal in der Mitte, einmal am Ende. Fünfzehnmal Kreisförmiges, ein länglicher Ausschlag, ein Knoten, eine Fußnote, einmal Offensichtliches, präsentiert auf dem Tapet, einmal komplizierte Verknüpfungen, einmal flächiges Erzählen.

II.

Ein ruhiger Erzählton, viel Luft zwischen den Zeilen, so dass die Geschichte ebenso breit wie lang wird. Fünf Durchblicke, drei davon Vorausblenden in die Zukunft, zwei Rückblenden. Eine der Prolepsen bietet weite Aussicht. Zusätzlich: vier Ansätze, wobei dreimal der Blick in das Kommende und einmal die Rückwendung nicht gelingt.

III.

Eine Geschichte im Goldenen Schnitt: ein längerer und ein kürzerer Absatz, wobei der kürzere sich zum längeren verhält wie der längere zur Länge beider Absätze die – aufgespannt zwischen Himmel und Erde – bleistiftspitz aneinandergefügt sind.

IV.

Florilegium

Eine Blütenlese aus sieben sehr kurzen Geschichten, Protagonistin jeweils eine Frau.

Eine die

im Harnisch singt und schreit, die die Normen für Weibliches sprengt, für die der Marsmensch, der Krieger mit Kampftanz-Ritualen, die Nutte dazugehören.

Eine die

schon lange übt, mit sich selbst Lust zu erleben, die schon viele Stellungen ausprobiert hat und schließlich entdeckt, dass ihr eine feste Manschette um den Oberschenkel hilft.

Eine die,

älter schon, für Lucian Freud Modell sitzt – besser: liegt, schläft, aber erst nach einer heftigen Auseinandersetzung, in der sie darauf bestand, ihre Unterhose anzubehalten, und er darauf bestand, dass sie pünktlich zu sein hatte, eine, der die Sitzungen Vergnügen bereiten, in denen sie nur vortäuscht zu schlafen und genau zuhört, was Freud an Gedankenfetzen zu „Insekten“ entwickelt, was sie sehr amüsiert.

Eine die

sich ausprobiert, die noch jung ist, deren Lippen voll und Wimpern lang sind, die ihre Frisur noch nicht festlegen konnte, auch die Armhaltung nicht, die nachahmt, was sie sich bei Kerzenleuchtern abgeschaut hat, Ober- und Unterarm im rechten Winkel, wozu sie eigentlich auch die Beine analog abspreizen müsste, die da aber noch nicht angelangt ist, die lieber die Hände auf dem Becken abstützt, was durch die spitzen Winkel, die die Arme dann bilden, das Trapez der Vagina aufspannt, die, ja, einladend sein möchte.

Eine die

sehr genau weiß, wer sie ist, die ihre Folterer in den scharfen Blick nimmt, die zurückgibt, fuck you back, die schon so viel ertragen musste, dass ihr Körper aus der Form ging, dass ihr die Galle hochkam und sie ganz grün wurde im Gesicht und jetzt zornesrot ist, die sich eine Schirmmütze aufsetzt, was hilft.

Eine die

nicht weiß, ob sie schön ist, was sie traurig macht und ihren Kussmund unecht, die ihre Scham versteckt, die so ganz offensichtlich wird, deren Zukunft in der Farbe liegt, hellblau.

Eine die

sich nicht schämt, die sich – im Gegenteil – ausstellt, die große Schönheit ihrer Brüste, wie lang ihre Beine sind, wie schlank ihre Taille, die ihre Hand dahinlegt, wo der Mann sofort hin fassen möchte oder hineindringen, die sich dadurch selbst fühlt, der es Genuss ist, die nur die Narbe vom Schnitt unter ihrem Kinn schmerzt und der Abdruck einer Hand – eine Wunde an ihrem Arm, die nicht heilen will.

Insgesamt also ein Musenalmanach.

Birgitta M. Schulte (geb. 1951), ehemals Redakteurin an Pädagogischen Fachzeitschriften, Hörfunk-Autorin, Sachbuch-Autorin, Journalistin für Print-Medien. Coach und Trainerin. Stellvertretende Vorsitzende des Journalistinnenbundes (2002 bis 2006). Lebt in Detmold. www.BirgittaM-Schulte.de

Und Garfield grinst diabolisch

Philip J. Dingeldey

Schweiß strömt an mir herunter. Unbehagen. Selbsthass. Diese unsäglichen Mengen an salzhaltiger Flüssigkeit. Dringen aus meinen Poren. Laufen an meinem ganzen Körper herunter. Feuchtes schütteres dunkles Haar. Meine Augenbrauen vermögen die Tropfen nicht mehr zu halten. Hin und wieder landet etwas davon auf meinen Wimpern. Ein beißendes Gefühl in meinen Augen. Ätzend ist das, sag' ich euch!

Mein kornblumenblaues Button-Down-Hemd ist durchnässt – besonders die Stellen, die mit der Sitzfläche verbunden sind, pappen an mir. Dieses Gefühl der Feuchtigkeit, ja, Nässe, ist so ekelhaft, dass ich mich gar nicht richtig rühren kann, ohne dass mich ein angewidertes Schaudern überkommt.

Die Hölle, das sind nicht die anderen; die Hölle, das bin ich selbst – zumindest in solchen Momenten.

Ich sitze in meinem inzwischen nicht mehr ganz neuen – ein Schelm, der Böses dabei denkt, würde sagen, schäbigen – Volkswagen und warte, dass sich der Stau ein wenig auflockert oder sich etwas vorwärtsbewegt. Aber vergeblich. Nicht in dieser Großstadt, zur Hauptverkehrszeit.

Im Wagen vor mir sitzt ein junges Mädchen. Es sieht nach hinten hinaus und betrachtet die angespannten und mürrischen Gesichter der genervten Fahrer und Beifahrer in den anderen Autos. Zunächst wirkt das Kind recht frustriert – ein blondes verzogenes Püppchen, ein kleines

Prinzesschen, dem schon die Tränen kommen, wenn Papi den Stau nicht wegzaubern kann, so wie er ihr sonst die warme Luft in alle Körperöffnungen pustet. Sie trägt ein rosa Kleidchen. Es fehlt eigentlich nur noch ein Schleifchen – oder besser: Krönchen –, um das Stereotyp ganz abzurunden.

Meine Güte, ich kenne die Kleine da vorne doch gar nicht und hasse sie schon. Aber ich hasse alle Kinder. Meine Ex-Frau hat sich immer Kinder gewünscht. Ich finde nicht nur Babys abstoßend. Diese kleinen hilflosen Glatzköpfe, die dauernd schreien und stinken. Wegen denen man ständig nachts aufstehen muss und seine Freizeit opfert. Diese kleinen Dinger, die nichts selber machen können, außer Exkremente auszuscheiden. Die keine andere Möglichkeit haben, als einen zu lieben aber auch mit Erbrochenem überschütten, diese Säuglinge, denen man alberne Schlaflieder vorsingen muss. – Abgesehen davon hasse ich auch ganz normale Kinder, die mal unbedarft, mal einfach nur frech und dumm Blödsinn umherschreien, die vor allem in Grüppchen laut, gemein, ungehobelt und schlicht nervtötend sind. Kinder, die ganz versessen darauf sind, süß zu wirken, um alle Erwachsenen um den Finger zu wickeln – wahlweise mit einem kleinen Sprachfehler – und die dann auch ausrasten, wenn etwas nicht nach ihrem Willen klappt.

Noch schlimmer als Kinder sind freilich die Eltern. Das weiß ich jetzt. Nicht nur diese Hypermütter, die sich in Hipster-Vierteln für unglaublich wichtig halten und sich gebärden, als ob sie ein Mutterkreuz verdient hätten. Nein, nicht nur die, die mit ihren Kinderwagen normale Bürger vom Gehsteig schupsen: Alle Eltern sind furchtbar! Warum, verdammt nochmal, will jemand mit seinem Lebensabschnittsgefährten überhaupt ein Kind in diese grausame Welt setzen? Warum noch einen weiteren Menschen solchen Qualen aussetzen, wenn man ihm das doch ganz einfach durch Verhütung ersparen könnte? Außerdem wäre der Tag, an dem die Menschheit endgültig auf natürlichem Wege ausstürbe, sicherlich nicht der schlechteste Tag für den Planeten Erde. Sämtliches andere Leben würde befreit aufatmen.

Kinder habe ich bereits in der Grundschule gehasst. Unnötig zu erwähnen, dass ich damals schon der Klassenliebling war, um den sich alle gerissen haben. In der Tat verbrachte ich schon als Kind meine Zeit damit, mich allein mit mir zu beschäftigen und den Mitschülern zu erklären, warum ich sie alle dumm finde. Das war meine naive Reaktion auf den Kulturschock Grundschule!

Doch Kinder sind nicht nur dumm, laut und nervig. Sie sind auch nicht so lieb und nett und unschuldig, wie ihre Eltern – oder mancher Sozialpädagoge im Privatfernsehen – uns restlichen Menschen glauben machen wollen: Kinder sind grausam und boshaft. Es besteht kein charakterlicher Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen; das heißt, sie sind böse. Ich war da ja auch nicht anders, und ich habe mich dafür ebenfalls ärgern und unterdrücken lassen müssen, wurde in Mülltonnen gesetzt und mit dem Kopf voran in Toilettenbecken getunkt. Fast schon ein Stereotyp.

Der Unterschied von Kindern und Erwachsenen ist eher ein struktureller: Kinder greifen einander mit Worten direkt an, beschimpfen und schlagen sich ganz offen, während Erwachsene im Alltag das häufig subtiler machen. Kinder sind nicht unschuldig, sie sind nur noch nicht so reif, Spitzen zu verteilen, Gift zu verspritzen, Intrigen auszuhecken oder auch mit schweren Waffen aufeinander los zu gehen. Gierige kleine Monster, die auf Kuscheltier machen! Ja, Kinder sind doppeldeutig wie Gremlins.

Schon immer war ich gerne alleine. Und jetzt sitze ich hier eingepfercht mit anderen Menschen in anderen Autos, und wir alle harren in dieser erzwungenen Situation aus. Stau an einem brütend heißen Morgen.

Das war ja klar. Das Gör im Wagen vorne verbringt seine Zeit jetzt damit, seine Eltern anzuschreien, dass sie sie jetzt wegbringen sollen oder so. Die Autofenster sind offen, sodass jeder das affektierte Geschrei von Papis kleinem Liebling außen hören kann. Auch ich kann ihre

unzusammenhängenden Worte deutlich vernehmen. Die Klimaanlage in meinem alten Vehikel funktioniert ja nicht, also muss ich für einen minimalen Lufthauch die Fenster öffnen und alle Abgase und sämtliches Geschrei in mein Auto einlassen. Mein Auto, das bis vor kurzem noch gefüllt war mit klassischer Musik und nicht mit Hupen, Rufen und Lachen.

Da seine Eltern es nicht beruhigen können, sieht sich das blonde Mädchen wieder um. Sie sieht mich direkt an. Ihre (natürlich blauen) kalten, durchtriebenen Augen blicken direkt in meine grünen Glubscher. (Doch ehrlich, meine Augen sehen aus, wie die Augen eines Fisches: weit heraustretend und ausdruckslos, wie ich finde.) Sie verzieht leicht das Gesicht. Offensichtlich beruht die Ablehnung auf Gegenseitigkeit. Auch gut. Ich will nicht gemocht werden, zumindest nicht von Kindern. Ich mag mich gerade ja selber nicht, diesen schweißnassen unbehaglichen Körper, mit den überflüssigen Fettpolstern an Bauch und Po. Das Gör schneidet Grimassen, streckt mir die Zunge raus, verdreht die Augen und wedelt mit den winzigen Händen.

Da hilft nur eins: Hinübergehen, das Mädchen aus dem Wagen ziehen – optional an den Haaren –, am Asphalt entlang schleifen und dann von der Brücke werfen, auf der wir gerade stehen. Da geht es schon zig Meter hinunter, bis das Mädel auf die Wasseroberfläche des Flusses prallen würde. Vielleicht würde sogar noch ein Touristenboot über sie hinweg fahren, und das Getriebe würde ihren Körper zerteilen. Aber das nennt sich dann Gewalt gegen Kinder und wird in unserer Gesellschaft nicht gerne gesehen.

Statt also meiner Fantasie nachzugeben und den Traum so manches Mannes zu leben, ziehe ich mir eine Zigarette aus der Marlboro-Packung, zünde sie an, nehme einen tiefen Zug und blase den Rauch aus dem offenen Fenster. Ah, viel besser. Wer sagt, Zigaretten seien schädlich, kennt nicht dieses beruhigende Gefühl, wenn das Nikotin in die Lungen strömt. Was würde ich nur ohne meine göttlichen Glimmstängel machen?!

Noch immer würde ich gerne diesen engen Wagen verlassen. Mich von den Autos freischwimmen. Einfach gehen. Auf meinen VW scheißen. Jeden, der sich mir in den Weg stellt, verprügeln. Dem Mädchen die Haare ausreißen. Dann ein schönes kühles Bier trinken. Zuletzt ein Amoklauf. Aber das würde die ganze Ordnung stören, die dieser Stau schon zur Genüge unterminiert.

Am besten, ich versuche das dumme Gör vor mir zu ignorieren, das Gör, das nicht aufhört, lächerliche Grimassen zu reißen und sich so das hübsche kleine Gesicht verunstaltet. Warum ist dieses durchtriebene Mädchen so hübsch? Zeit, sich auf etwas anderes zu konzentrieren.

Ich finde schnell etwas, worüber ich mich aufregen kann: den Stau an sich. Wie kam die Stadtverwaltung auf diese grandiose Idee, die komplette Innenstadt abzusperren für einen sogenannten Marsch der Kulturen, einer Parade, bei der sich sowieso nur Deutsche stereotype Chinakostüme überziehen und am selben Tag sind über zwei Drittel der Straßen im Zentrum wegen Bauarbeiten gesperrt. Noch dazu werden keine Umleitungen ausgeschildert. Die ganze Stadt ist ja schon eine Baustelle. Jetzt stehen wir alle hier – die Karawane zieht nicht weiter und jenes Pseudomultikuli zieht seine Show ab. Ich mag große Städte nicht, aber hier sind die Jobs.

Im Wagen neben mir hängt eine Stoffpuppe der Comickatze Garfield mit Saugnäpfen am Rückfenster. Die fette rote Kugel hat ein breites Grinsen im Gesicht. Doch warum, Grinsekatze, warum? Es ist doch Montag! Garfield, hat Montage gehasst deswegen war er mir sogar schon in der Kindheit sympathisch. – Etwas, was wir eigentlich alle nachvollziehen können. Doch diese Katze grinst mich diabolisch an. Was heckt sie wohl als nächstes aus? Und dazu dringt irgendeine Techno-Musik aus dem Nachbarauto – mit einem Beat, der dir das Gehirn aus dem Kopf bläst. Utzutz, yeahyeah, the question is what is the question?. Ein echter Mindblaster der ganz anderen Art.

Städte sind immer so laut. Deswegen mag ich sie nicht. Überall sind Menschen, es ist so furchtbar eng, überfüllt, alles so dicht. Riesige Gebäude, schmale verstopfte Straßen, Unmengen von

Menschen wuseln nervös, den Ameisen gleich, durch die Innenstädte. Städte sind pulsierende, stinkende Lebewesen mit Adern, die bis in die entlegensten Winkel, wo sonst keiner hin will, reichen und auch die kranken Organe beliefert – mit dem Blut der ameisenartigen Existenzen, die sich ballen und wieder verlaufen. Es ist alles eins, möchte es aber nicht sein. Obwohl oder gerade weil alles eins ist, ist alles anonym, individuell. Städte atmen, fressen Menschen, tauschen Informationen und Leid aus. Nettigkeiten sind nur oberflächlich. Nichts ist mehr echt. Nervosität und Mobilität ist der erhöhte Puls unserer Zeit!

Antagonismen treffen aufeinander und zerfallen sofort wieder, manchmal ergeben sich neue paradoxe Mischungen, betrachtet man alle Gegenden als Ganzes. Viele sind in diesem Blutfluss unterwegs, schwimmen darin. Nichts steht still, nie kommt man zur Ruhe. Nach einiger Zeit wirkt alles monoton, von aggressivem und gereiztem Hupen und einem mächtigen Dröhnen, als Summe der Geräusche, untermalt. Städte verheißen komprimiertes Leid.

Die Menschen ignorieren sich. Hier ist man wirklich allein, inmitten von Menschen. Schon hier im Stau sitzen wir zusammen auf der Brücke, ohne uns wegbewegen zu können und versuchen, in dieser Masse nicht aufzufallen und nicht mit den anderen zu interagieren. Augen starr nach vorne, am besten in die Luft, in sein Auto oder auf ein Werbeplakat gucken. Nur nicht noch einmal das Kind oder Garfield ansehen.

Diese Art von Alleinsein ist sehr unbehaglich. Denn diese Einsamkeit und Anonymität sind so einengend, eher bedrückend als befreiend. Man bekommt regelrecht Platzangst, wird fast wahnsinnig! Und dann der Gestank: nach verbranntem oder altem Fett, verschiedenem Schweiß, hin und wieder Alkohol, Urin und Kot. Ich finde all das abstoßend.

Toll, ganz toll. Ein paar Autos weiter vorne hat eine kleine alte Frau mit dicker Brille versucht, sich in die verstopfte Straße einzugliedern. Der Mann hinter ihr aber versucht, die Lücke zu schließen, sie nicht hineinzulassen. Als sie ihn etwas empört anzusehen scheint – exakt kann ich das aus der Entfernung nicht sagen –, lässt er sein Fenster herunter und fängt an rumzubrüllen. Alten Leuten sollte man den Führerschein abnehmen und warum sie glaube, da einfach reinzudürfen. Ein Typ, der seiner inneren Wut Ausdruck verleiht. Die Alte sagt auch etwas, aber viel leiser, unverständlicher. Scheinbar ist sie etwas überfordert mit dem keifenden Kerl. Ein fester Fausthieb, wohl platziert auf seiner Wange, könnte das Getue beenden. Dann hätte die alte Zwergenfrau im Riesenwagen ihre Ruhe. Aber auch Gewalt gegen Männer wird nicht gern gesehen.

Ein letzter, flüchtiger Zug an der Zigarette, dann flippe ich sie weg und zünde mir gleich – leicht zitternd – die nächste an. Blauer Dunst entströmt meinem Mund.

In der Großstadt leben könnte ich nie. Diese Dichte der Urbanität, diese vielen Menschen, das vertrage ich nicht. Deswegen lebte ich auf dem Land. In einem nahe gelegenen Dorf hatte ich ein kleines Häuschen mit Vorgarten. Bis meine Frau mich rausgeschmissen hat. Jetzt lebt sie darin – mit ihrem neuen Mann, diesem Bastard. Natürlich wohnt sie da auch mit ihren neuen Kindern. Ein Junge und ein Mädchen, zwei und vier Jahre alt. Und wie meine Exfrau mir recht grob mitteilte, ist ihr Neuer weder so ein Misanthrop wie ich noch im Bett eine solche Niete wie ich. Jetzt wohne ich in der Vorstadt. Dort ist es noch ruhiger. Aber nur in einem kleinen Apartment in einer kleineren Wohnhaussiedlung. Der hohe Mietenspiegel machts nötig.

Schon wieder bin ich eingepfercht. In der Wohnung, im Auto und natürlich auch im Büro, das ich mir mit fünf Kollegen teilen muss. Das Ironische daran ist: Ich stehe mit dem alten VW im Stau beengt, um mich in meinen Schreibtisch sperren zu lassen, damit ich genug Geld verdiene, um in mein Mini-Apartment zu kommen – und überall diese Menschen.

Ich muss ausbrechen, aus diesem Zirkel, diesem Geschrei. Aber zuerst rauche ich in Ruhe meine Zigarette. Dann noch ein Schluck billiger Fusel aus dem Flachmann.

Raus aus dem Auto. Tief durchatmen. Gestank. Hose zurechtziehen. Ausspucken. Rauchen. Einen Fuß vor den anderen setzen. Am Geländer festhalten. Blick auf die Metropole am Flussufer. Und ein letzter Blick zurück zu den hupenden Autos.

Dann der Schwung über das Geländer. Im Flug höre ich fast nur das Rauschen der Luft. Wie friedlich. Bis zum Aufprall. Dreckiges, übel schmeckendes Wasser und ein wenig Blut. Doch Fehlanzeige. Mein Hass wird nicht weggespült. Plan gescheitert. Oben auf der Brücke hat das blonde Mädchen aufgegeben, Grimassen zu schneiden und meckert wieder an ihren Eltern herum. Und Garfield grinst immer noch diabolisch.

Philip J. Dingeldey, geboren 1990, studiert Politische Theorie in Frankfurt a. M. und Darmstadt. Er ist Mitglied der Redaktion und schreibt für verschiedene Medien, so auch für Die ZEIT, die FAZ, die FR, Hohe Luft, diesseits, Lichtwolf etc. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Zuletzt ist von ihm erschienen: Von schmutzigen Händen und sauberen Herzen (Edition Bärenklau, 2014).



Evelin Habicher: Noreia

Jürgen Janson: Griechenland-Pleite



Impressum

eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.

Redaktion: Philipp Dingeldey, Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei.

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Webmaster: Christoph Spanier.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.

Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.

Auflage: 18.441

Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2015-077

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Evelin Habicher, Christoph Hellhake, Jürgen Janson, Kajo Schleidweiler.

Titelbild: Evelin Habicher

Die Druckausgabe kann für 12,- € plus Porto und Verpackung zzgl. MwSt. bestellt werden bei:

print-listi@gmx.de

Hitziges Fritzelfieber glimmt giftig

Sonja Ruf

Manche Menschen legen sich Block und Stift neben das Bett, um morgens ihre Träume zu notieren, denn es ist stark, was unser Denken erschafft, wenn es nicht gehemmt, kontrolliert und zensiert wird, wenn es sich nicht selbst beim Denken zuschaut. Hemmungen fallen weg; träumend erleben wir uns offen, kreativ, verspielt, mutig und spirituell in dem Sinne, dass wir mit etwas verbunden zu sein scheinen, das für uns denkt. In den Träumen geschehen die Dinge zwingend und hingebungsvoll. Im Wachen verlieren wir manchmal diese Traumsicherheit: „Genau so und nicht anders ist es richtig.“ Viele Autoren, nicht nur die Surrealisten, schöpfen aus ihren Träumen.

Vielleicht sind sie aber auch mehr der systematische Typ. Und haben Lust, mit ihrer Autobiographie zu beginnen. Aber wie? Natürlich können sie von A nach Z schreiben. A wäre die eigene Geburt, Z das Heute. Einem Zeitstrang zu folgen, wird aber rasch dröge. Es sollte beim Schreiben nie darum gehen, etwas abzuarbeiten, und eine Autobiographie ist kein Lebenslauf für eine Bewerbungsmappe.

Deshalb schlage ich folgende Methode vor: Sammeln sie erstmal in Wolken! In die erste Wolke schreiben sie eine spontane Erinnerung, z.B. „Jugendweihe der Tochter“. Auf dieser Feier war eine ihrer Schulfreundinnen. Was fällt ihnen spontan ein, wenn sie an diese Freundin denken? Nun schreiben sie in die zweite Wolke: „Meine beste Freundin schenkt mir als Kind ihre Puppe.“ Diese Puppe wurde von ihrem Hund zerbissen. Dritte Wolke: „Wie ich beim Urlaub in Bulgarien einen streunenden Hund aufflas“, usw. Sammeln sie diese Wolken, bzw. Karteikarten, das Lustige, das Traurige, das ganze große Durcheinander des Lebens. Wenn sie nun die Szenen, Stichworte oder Kapitelüberschriften notiert haben, dann erst ordnen sie das Material und legen die Reihenfolge fest. Diese Reihenfolge muss nicht chronologisch sein, darf es aber natürlich.

Suchen sie nach dem roten Faden, nach dem, was sich durch ihr Leben hindurchzieht, das ist der Ariadnefaden, dem der Leser folgt. Sie können ihr Leben erzählen unter dem Aspekt: „Meine Männer“, „Meine Städte“, „Meine Berufe“, „Ich und der Staat“, „Meine Kinder“, wie auch immer. Etwas sollte im Vordergrund stehen, das kann auch ein Tick sein, eine Eigenheit, eine besondere Art, die Welt zu sehen. Das können wiederkehrende Konflikte sein, die von Mal zu Mal besser, schlechter, anders gelöst werden.

Jedenfalls werden sie nun viele ihrer Wolken zur Seite legen müssen und nicht ausformulieren.

Und dann formulieren sie die restlichen Wolken aus, und immer genau die Szene, auf die sie gerade Lust haben.

Ein Lesetipp zum gelungenen Umgang mit autobiographischem Material: Rosemarie Fret „Mit bloßen Augen“. Poetisch, dicht. Mutmachend.

Und bitte: Keine falsche Rücksicht und keine Selbstzensur üben! Wenn ihre Eltern gegen ihren Berufswunsch waren, dann bitte nicht den Streit mit den Eltern weglassen, um diese zu schonen und damit dem Buch seine vielleicht spannendste Stelle rauben.

Da ich immer einmal wieder Texte von Laien auf deren Wunsch hin überarbeite, weiß ich, dass der größte Anfängerfehler die Übergenauigkeit und Umständlichkeit ist. Es passiert folgendes: Anna isst einen Apfel. Der laienhafte Autor erzählt, wo das geschieht, wieso Anna keine Birnen mag, durch welche Umstände sie unter den Apfelbaum gerät, wieso sie allein ist – also, was die

Leute machen, die sonst so mit ihr zusammen sind, welche Sorte von Apfel es ist, wer den Baum besitzt und pflegt usw.

Dabei interessiert uns doch vor allem die Tat! Der Täter ist Anna, das Opfer der Apfel, die Tat das Essen. Punkt. Der Rest geschieht im Hirn der Leserin. Sprachkürze bringt Denkweite, schrieb Jean Paul.

Egal, welchen Weg sie wählen, den der Traumnotate, also des Losschreibens oder den ordnenden und eingrenzenden der autobiographischen Wolken, Hauptsache sie haben Freude daran.

Zum Einstimmen könnten sie ausprobieren, nur mit dunklen oder nur mit hellen Vokalen auszukommen: Wo Unken unterm Dunkelmond munkeln, glimmt hitziges Fritzelfieber giftig.

Sonja Ruf hat zehn Bücher veröffentlicht in vor allem dem Tübinger Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, aber auch bei Nagel&Kimche, dtv, dem FHL-Verlag Leipzig. Sie schreibt Romane und Erzählungen, lektoriert Texte, hält Vorträge und gibt zur Zeit in der FrauenGenderBibliothek Saar, Saarbrücken, einen Kurs in Kreativem Schreiben. 2014 war sie die Kurd-Lasswitz-Stipendiatin in Gotha. Heute lebt sie in Saarbrücken. Kontakt: S.Ruf-K.H.Heydecke@gmx.de

Schmetterling

Lena Kelm

Kasachstan, Ende der 50er Jahre. *Lena Kelm erzählt die authentische Geschichte zweier lebenslang befreundeter Frauen, die als Kinder Zeugen oberirdischer Atomtests in Kasachstan wurden. Erst nach 1989, in der Zeit von Glasnost und Perestroika, nach Schließung des Atomtestgeländes, erfuhr die Autorin von den wahren Hintergründen und der Gefahr die von den Atomversuchen ausging denen sie als Kind ausgesetzt war.*

Sieh dort die Blüte fallen
kehrt sie zum Zweig zurück
Ach! – Es ist ein Schmetterling.

Arakida Moritake

Tanja öffnete mit großer Mühe ihre olivschwarzen Augen, sie konnte kaum die bleischweren Lider offenhalten. Sie stöhnte vor Schmerz und Enttäuschung: der Schmetterling war weg.

Ihr geschundener Körper schmerzte nicht nur dort, wo Tanja die frische Operationsnarbe vermutete. Der Schmerz hielt ihren ganzen Körper gefesselt. Die vierte Operation war überstanden, dieses Mal an der Hals-Wirbelsäule.

Die wachsame Krankenschwester Katja – ihr Name fiel Tanja sofort ein – begrüßte sie freundlich und fragte, wie es ihr gehe. Mühsam brachte Tanja heraus: „Gut, es tut nur sehr weh.“ Zu hören waren nur zischende, pfeifende Geräusche, die sie von sich gab. Katja, die gute Seele, beruhigte sie. „Das wird schon wieder. Du bist aufgewacht, das ist das Wichtigste, nun geht es bergauf. Ich bringe der Ärztin die gute Nachricht, hab Geduld!“

Tanjas wollte nur schlafen und schloss die Lider.

Sie lag im spärlichen, aber grünen Gras, dem Wunder der kasachischen Steppe, zwischen jungen Birkenbäumen und Akaziensträuchern, aus den Knospen sprossen Blätter und gelbe Blüten.

Tanja genoss die duftende Luft, die so ganz anders roch, als die gewohnte Steppenluft. Ihr gefiel die seltsame Situation. Mutter und Vater lagen neben ihr. Sonst waren sie immer beschäftigt und hatten keine Zeit. Sie hob den Kopf, sah Staubteilchen in den Sonnenstrahlen tanzen. Der strenge Offizier hatte ihr das Aufschauen verboten. Viele Menschen lagen im Park, flach mit dem Gesicht zum Boden. Der Offizier blieb längere Zeit weg. Für Tanja und ihre Schulkameraden war das stundenlange ruhige Liegenbleiben eine Höchststrafe. Immer wieder fragte sie die Eltern. „Wie lange dauern die Militärübungen denn noch?“ Sie wussten es aber auch nicht.

Also hob sie den Kopf und beobachtete weiter den Schmetterling. Er war wunderschön: schwarzer Samt, grelles Gelb, winzige braune Tüpfelchen, die Farben der Steppe. Tanja hätte stundenlang diesem reizenden Geschöpf zusehen können. Sie bildete sich ein, der Schmetterling säße auf einem Ast des Akazienbusches und sähe sie zugleich traurig und triumphierend, dabei etwas herablassend an. „Ich tue ihm leid“, dachte Tanja, „weil ich so lange wie angewurzelt hier liegen muss und nicht weiß, wieso. Er kann sich frei bewegen. Mit seinen Flügeln flattert er ein wenig und schon ist er auf einem anderen Ast. Kann bis zum Horizont oder ins All fliegen, ach was, bis Moskau und in andere Länder. Warum bin ich nicht als Schmetterling geboren? Mit meinen zwei Beinen bin ich selbst beim Versteckspiel die Letzte.“

Der bezaubernde Schmetterling drehte seine Pirouetten vor Tanjas Augen, tanzte ihr beinahe auf der Nase herum, aber fangen konnte sie ihn nicht. Wollte das auch nicht. Ein Schmetterling muss frei sein, das wusste Tanja mit ihren knapp neun Jahren schon. Sie mochte alle Lebewesen, Tierchen, sogar Eidechsen, von denen es eine Menge in der Steppe gab. Wann immer sie einem verletzten Vogel, Hund, etwas Lebendigem begegnete, ob es kroch, lief oder flog, nahm sie es mit nach Hause.

So lag sie im Park neben den Eltern und beobachtete den Schmetterling, den Schönling, der sich leider nicht streicheln ließ. Plötzlich bemerkte Tanja, dass er sich anders verhielt. Er flatterte hastig von Ast zu Ast, verweilte kaum eine Sekunde auf einer Stelle. „Ob es ihm nicht gut gehe“, fragte sich Tanja. Da spürte sie, wie sich die Erde bewegte. Seltsam! Sie hörte Kinder weinen und ihre Mutter sagen: „Ruhig bleiben! Bald können wir aufstehen und nach Hause gehen. Nun haben wir wohl die Übungen hinter uns.“ Mutter wusste immer alles, sie war ja auch Schuldirektorin. Ihre resoluten Worte fielen immer klar und deutlich aus.

Die letzten Worte der Mutter verloren sich heute jedoch in etwas Unheimlichem. Tanja glaubte, sie würde gleich abheben. Da legte der Vater seine Arme um sie und drückte sie an sich, was fast ein wenig wehtat. Der orkanartige Windstoß ebte nach einigen Minuten ab. Kleine grüne Blätter wirbelten in der Luft herum. Tanja kamen die Tränen. Ihre Mutter beruhigte sie sanft. „Du Dummerchen, alles ist vorbei, brauchst keine Angst zu haben.“ Angst hatte Tanja nicht. Sie weinte, weil sie zusehen musste, wie ihr Schmetterling wie ein Sandkörnchen vom Orkan weggeblasen wurde. „Darum war er so unruhig gewesen, er ahnte wohl, dass er getötet würde“, ging es der untröstlichen Tanja durch den Kopf, nicht ahnend, dass auch sie in diesem Moment hätte getötet werden können.

Der Offizier erklärte lediglich das Ende der Militärübungen.

Entgegen der allgemeinen Bewunderung und Stimmung beim Anblick des riesig anwachsenden Pilzes am Horizont war Tanja nicht begeistert. Alle sahen sich dieses „Naturwunder“ an. Ihr schien es, als ob jemand diesen Pilz malen würde, der stetig wuchs und dessen schwarze Farbe in Grau überging. Der Kopf des Pilzes breitete sich in der Luft aus, kleine Wölkchen lösten sich und wurden vom Wind weiter getragen.

Tanja interessierte das nicht. Sie trauerte um den wunderschönen Schmetterling. Erst wartete sie noch, aber dann war sie sicher: „Er kommt nicht wieder.“ Der Vater nahm sie an der Hand. „Komm, Prinzessin, es wird Zeit, nach Hause zu gehen. Du kannst wieder mit Freunden spielen.“

Tanja weinte bitterlich. Die Ärztin Anna Iwanowna beugte sich über sie.

„Tatjana Jurjewna, aufwachen, wachen sie auf!“ Sie streichelte Tanjas Arm. Also die Ärztin war es, begriff Tanja, nicht der Vater. Lange schon war er tot, wie der Schmetterling, von dem sie seit fast vierzig Jahren träumte.

„Die Operation ist gut verlaufen“, sagte die Ärztin, „abgesehen von kleinen Komplikationen.“

Sie würde etwas länger auf der Intensivstation bleiben müssen und nach einer kurzen Erholung ginge es wieder los. Sie kannte das ja, üben, üben, nochmals üben. Tanja war eine Kämpfernatur, das wussten beide, auch das Klinikpersonal. Langsam kehrte ihre Stimme zurück. Es lag an den Stimmbändern, die Operation hatte sehr nahe den Sprechorganen stattgefunden. Tanja vertraute ihrer Ärztin. Nicht nur, weil sie sich viele Jahre kannten, sondern weil Anna Iwanowna ihr die ganze Wahrheit sagte.

Tanjas Leiden an Knochen, Gelenken und Muskeln begann vor mehr als zehn Jahren, direkt nach dem Abitur, als sie mit ihrer Mutter von Kasachstan nach Leningrad zog. Zwei Operationen hatte sie schon hinter sich, die nächste stand bevor. Man erklärte ihr, es sei Rheuma, liege am feuchten Klima. Gezwungenermaßen musste sie ihre Arbeit aufgeben und erhielt eine lächerlich geringe Schwerbehindertenrente. Das Leben in ständiger finanzieller Not und unter schlimmen Schmerzen wurde ihr immer mehr zur Qual.

Nach der dritten Operation lud Anna Iwanowna sie zum Gespräch.

„Ich weiß, es erleichtert ihre Schmerzen nicht, aber vielleicht erhalten sie eine Entschädigung vom Staat, der ihnen das angetan hat? Das wäre hilfreich, sie steht ihnen wahrlich zu.“

Tanja konnte der Ärztin nicht folgen. Wovon redete die überhaupt?

Anna Iwanowna fuhr fort: „Sie haben doch erzählt, sie seien im Bajanaulski-Rajon, einem der nordöstlichen Gebiete Kasachstans, geboren, richtig? Das ist kaum 300 Kilometer vom Beskaragaiski-Rajon entfernt. Sie waren mit ihrem Vater den Sommer über in einem Feldlager für geologische Forschungen im angrenzenden Maiski-Rajon, das dem Polygon der Atomversuche noch näher liegt als ihr ehemaliger Wohnort. Auch erzählten sie mir von dem Atompilz, den sie mit eigenen Augen gesehen haben und der ungeheuerlichen Druckwelle. Heute haben wir Zugang zu den Geheimakten der oberirdischen Atomversuche in den 50er und 60er Jahren. 470 Atomtests wurden von 1949 bis 1989 durchgeführt. Die Atomkatastrophe von Tschernobyl war im Verhältnis zu den tausenden geheimen Tests mit Atomwaffen noch harmlos. Zwischen 1949, ihrem Geburtsjahr, und 1956, dem Jahr ihrer Einschulung, müssen sie mindestens zwei oberirdische Versuche erlebt haben. Den Pilz haben sie wohl einige Jahre später gesehen. Sie lebten viele Jahre mit unsichtbarem Regen aus radioaktivem Plutonium, Kalium, Strontium und Cäsium 137. Man erkrankt an den Folgeschäden nach dreißig bis fünfunddreißig Jahren. Bei ihnen geschah das viel eher. Vielleicht liegt es daran, dass sie frühzeitig aus dieser verseuchten Region wegezogen. Das völlig andere Klima, indem sie danach lebten, beschleunigte den Prozess der Degeneration der Knochen.“

Anna Iwanowna empfahl ihr, eine Messung der Radioaktivität im Körper am Forschungsinstitut Leningrad sowie Schmerzensgeld in Kasachstan zu beantragen.

Doch Tanja konnte die Messung nicht bezahlen und aus Kasachstan erhielt sie auf ihre Anfragen keine Antwort. Eine Reise nach Kasachstan war ihr aus finanziellen Gründen ebenfalls nicht möglich. Da erfuhr sie zufällig von einem Forscher, der nach einem Monat Aufenthalt im Polygon-Gebiet eine immense Entschädigungssumme erhalten hatte. Wut über so viel Ungerechtigkeit packte sie und sie beschloss, dieses Land um jeden Preis zu verlassen.

Auch suchte sie nach jemandem, dem sie sich mitteilen konnte. Lena fiel ihr ein, ihre frühere Schulfreundin.

Siebzehn Jahre – tagein, tagaus – lebten sie auf demselben engen Fleckchen kasachischer Steppe zusammen, zehn Jahre lang legten sie an sechs Tagen der Woche gemeinsam ihre Schulwege zurück, sieben Jahre gingen beide zur Musikschule, sie spielten Völkerball, liefen Schlittschuh, feierten ihre Geburtstage, gingen miteinander ins Kino, unternahmen Ausflüge und vieles andere mehr. Auch am siebenten Tag der Woche, an dem keine Schulaufgaben gemacht werden mussten, waren sie unzertrennlich.

Beide erlebten an jenem Sonntag den Atompilz, teilten das gleiche Schicksal während der menschenfeindlichen Tests.

Im Gegensatz zu Tanja lag Lena mit ihren Eltern und Hunderten Leuten allerdings nicht im schönen Park, sondern hinter einem Hügel der Steppe außerhalb des Ortes. Vielleicht weil Lena in einem anderen Ortsteil wohnte oder weil ihre Eltern nicht zur Elite wie Tanjas Eltern gehörten.

Der Atompilz und die Druckwelle erreichte alle, ob im Park oder in der Steppe. Vielleicht bot der Park in dem Moment ein wenig mehr Schutz? Lena konnte keinen Schmetterling beobachten, sie kämpfte wie die anderen gegen ein stacheliges Gewächs an, Mannstreu genannt, das der Wind überall verstreut hatte und das an allem hängen blieb. Kasachische Kinder sammelten es wie Pferdeäpfel und Kuhmist als Heizmaterial.

Lena verbot niemand, den Pilz anzusehen.

„Schaut ruhig“, sagte der Offizier, „es sind nur Militärübungen.“

Tanja riet ihrer Freundin, die inzwischen in Deutschland lebte, die Messung machen zu lassen und eine Entschädigung in Kasachstan zu beantragen.

Lena rief im Institut für Umweltmedizin in Berlin an, derartige Messungen führe man hier nicht durch, wurde ihr geantwortet. „Einer ehemaligen Bürgerin, die nun in Deutschland lebt, ist Kasachstan keiner Antwort verpflichtet“, dachte Lena und sagte sich: „Schluss, aus mit der Geschichte!“

Tanja emigrierte nach der vierten Operation nach Israel zu ihrer jüdischen Oma väterlicherseits. Sie fühlt sich in dem trockenen Klima tatsächlich etwas besser. Noch immer träumt sie vom schönen Schmetterling. Im Traum ist sie glücklich: sie sieht ihre jungen Eltern, den kleinen Park, in dem es nach Gras duftet, nur der Verlust des Schmetterlings macht sie traurig. Davon erzählt sie ihren Enkelkindern, die ihre Liebe zu allen Lebewesen geerbt haben. Sie hofft, dass ihre Enkel nie von einem getöteten Schmetterling träumen werden, der sein Leben wegen einer Druckwelle, ausgelöst durch einen Atomtest, verlor.

Lena Kelm, geboren 1949 in Kasachstan als Kind zwangsumgesiedelter Russlanddeutscher, lebt seit 1993 in Deutschland und schreibt Kurzgeschichten, ihre Veröffentlichungen erschienen bei LESEFUTTER, KÖRNERPOST, BücherboXX-Rundschau und Literaturpodium Berlin.

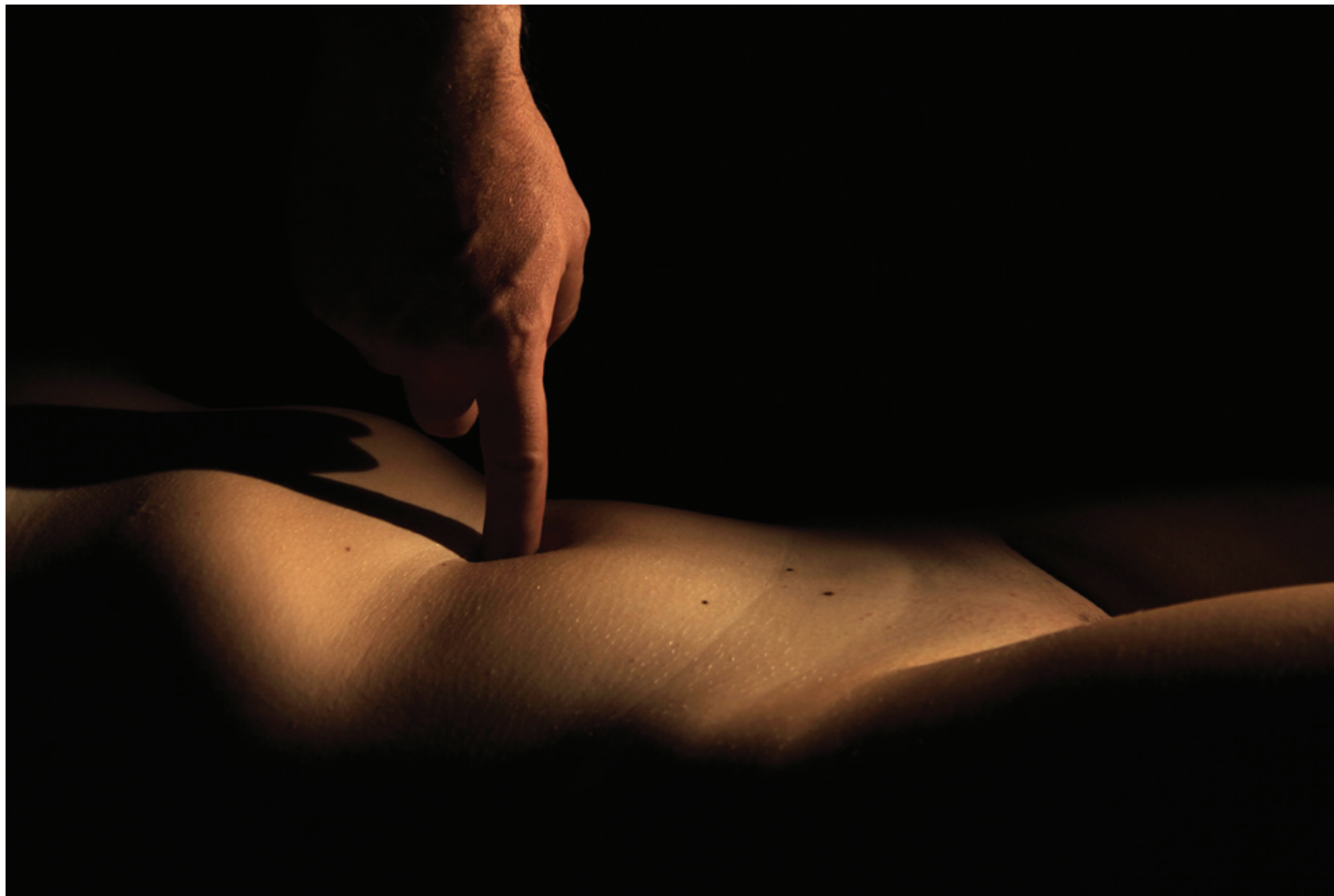
Lena Kelm, *Manchmal dauert ein Weg ein Leben lang*

Dorante Edition 2014Hrsg., Literaturpodium Paperback, 248 Seiten

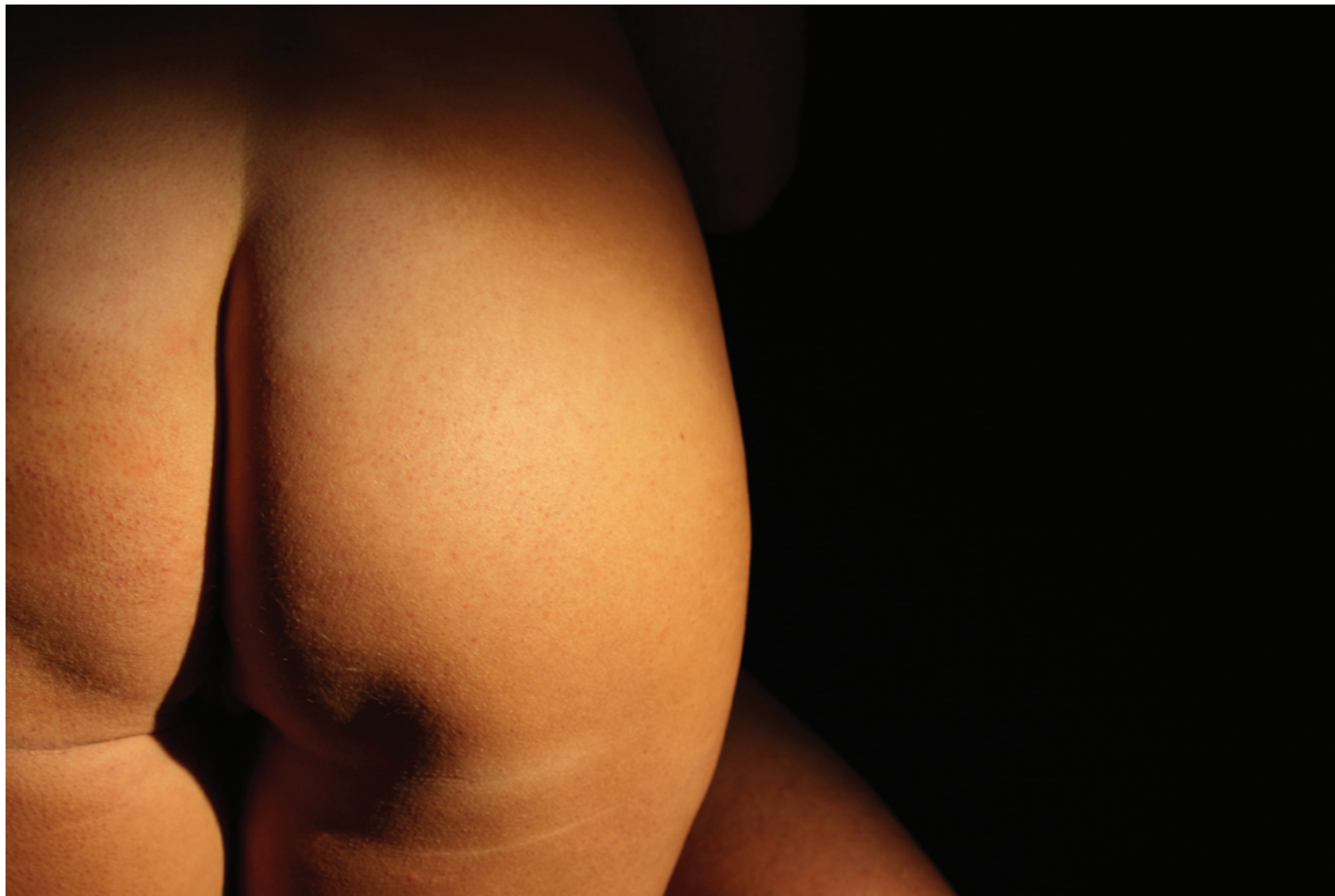
ISBN 978-3-7386-0132-9, ISBN-13: 978-3738601329, € 10,90 inkl. MwSt.

Lena Kelm erzählt vom Schicksal ihrer Familie, der Auswanderung ihrer deutschen Vorfahren aus Gebieten großer wirtschaftlicher Not Ende des 19. Jahrhunderts ins zaristische Russland, nach Wolhynien. Als Kolonisten lebten sie friedlich bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges mit Russen und anderen Ethnien zusammen. Sie berichtet vom Abbau von Rechten, dem Verlust von Eigentum, von Trennung und Zwangsumsiedlung. Ihr Vater wird in ein Zwangsarbeiterlager in Sibirien eingezogen. Danach, die Familie lebt wieder zusammen, verschleppt man sie in den Nordosten Kasachstans ohne das Recht auf Rückkehr. Sie müssen sich den Zwängen der Kommandantur beugen.

Lena Kelm, in Kasachstan geboren, wuchs mit der deutschen Sprache und Kultur auf. Die Sprache ist ihr eine Heimat. Mit Empathie beschreibt sie die glückliche Ehe ihrer Eltern, den Zusammenhalt durch traditionelle Werte. Sie studiert Germanistik, heiratet, bringt Zwillinge zur Welt, arbeitet als Lehrerin und Schuldirektorin. Ihr Deutschsein fühlt sie als Anderssein. Mehrfach reist sie in die DDR, lernt ihre Angehörigen kennen, wagt Anfang der 90er Jahre den Neuanfang in Deutschland. Hier erfährt sie dramatische Wahrheiten, Hintergründe, von denen sie in Russland nichts ahnte. Sie ist ein Kind des Gulag, wuchs im militärischen Sperrgebiet von Baikonur auf, nahe dem Weltraum-Startplatz und dem Atomwaffentestgelände. Ihre Familiengeschichte ist eng mit der Zeitgeschichte verknüpft. Lena Kelm lässt den Leser an ihren Erinnerungen teilhaben, ohne Bitterkeit schaut sie zurück.



Evelin Habicher: Reset



Evelin Habicher: Moonshadow



Evelin Habicher: Side by Side

Fern//wind\\

Christian Künne

Vor den Gang über // Brücken wappnen sich \\
das Vergangene und Heute // gegen die Ströme, \\
hinein in die Zukünfte, // die an Grundpfeilern zerren, \\
weit jenseits aller // verheißungsvollen Änderungen \\
menschlicher Vernunft, // gleich und direkt. Die \\
Träume sind nah und // Maschinen laufen nicht \\
mehr. Unter freiem Himmel, // ohne eine Sonne, \\
fern eines roten Steins, // ihre Besitzer sind, \\
gekauert in tiefe Schatten, // durchsichtig geworden. \\
Blut sickert aus // Wunden größter Angst, \\
aufgerissene Augen // folgen dem Pfad entlang, \\
in die nasse Erde, // wie eine gerade Linie, \\
hindurch durch alles, // durch die ganze Welt. \\
Untergänge erfüllen alte // Weissagungen, die niemals \\
Fürs und Widrs // zusammenbringen, was für die einen \\
gegen den Willen // geschieht und treulos \\
den Sprechern gegenüber // bleibt. Ausgeweidet \\
und eingerissen // spannt der Bogen \\
in der Zeit und // über Trümmer, die \\
im Raum, einer // Leere der Gedanken \\
in allerletzter Seele // verschrieben. Nach vorn \\
treibender Wind. Fern // laufendes Leben, nicht \\
stehen bleibend. // Tode, die zurück liegen. \\

Christian Künne, geboren im Jahre 1983, lebt und arbeitet heute in der Friedensstadt Osnabrück. Seit 2007 veröffentlicht er Prosa und – seltener – Lyrik in diversen Magazinen und Anthologien. Bevorzugte Themen oder Genres gibt es dabei nicht, ein breites Spektrum findet sich in seinem Schaffen. Den Autor gibt es unter ckuenne.wordpress.com mittlerweile auch gebloggt.

Aufruf der eXperimenta Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon:
0 6721 / 92 10 60

redaktion@experimenta.de

Flammendes Herz

Katja Decher

Eine kleine Bäckerei. Ein Mann steht vor der Verkaufstheke, schräg hinter ihm, sodass sich die beiden nicht ansehen können, eine Frau. Sie warten. Dann kommt eine Verkäuferin aus dem hinteren Teil des Ladens nach vorne.

Verkäuferin: „Ja bitte, was darf es sein?“

Mann: „Ich hätte gerne ein Flammendes Herz.“

Die Frau hebt den Kopf. NA, DAS HÄTTE ICH ABER AUCH MAL GERNE.

Die Verkäuferin greift in die Auslage und nimmt eines der halb hellen, halb (da mit Schokolade überzogenen) dunklen Gebäckstücke, packt es in eine Papiertüte und legt es auf die Glastheke.

Verkäuferin: „Das macht dann 1,35 Euro.“

ACH, SO GÜNSTIG IST DAS?? *Die Frau macht einen Schritt nach vorne und sieht den Mann verstohlen von der Seite an.*

OH, DER IST JA SOGAR GANZ NIEDLICH ...

Der Mann wühlt Kleingeld aus seinem Geldbeutel hervor, gibt es der Verkäuferin abgezählt in die ausgestreckte Hand und nimmt sich dann die Tüte mit dem Flammenden Herz.

Mann: „Vielen Dank. Tschüß!“

Während er an der Frau vorbei in Richtung Ausgang geht, sieht er sie neugierig an und lächelt leicht. Die schaut schnell zur Seite. Der Mann verlässt die Bäckerei. Die Frau sieht ihm hinterher.

HACH ...

Verkäuferin *(mit leicht erhobener Stimme, da sie ihre Frage bereits zum zweiten Mal äußert, was die Frau jedoch nicht bemerkt)*: „Was möchten Sie denn?“

WIESO IST DIE DENN SO UNFREUNDLICH? NA JA, HMM.

Frau: „Ich hätte eigentlich auch gerne ein Flammendes Herz. Könnten Sie mir aber bitte vorher die Inhaltsstoffe sagen? Ich habe nämlich einige Lebensmittelallergien ...“

Verkäuferin *(leicht genervt)*: „Na, was wird da schon drin sein, das Übliche halt. Was vertragen Sie denn nicht?“

OK, ANSCHEINEND BIN ICH HIER NICHT MEHR IM BIO-SUPERMARKT ...

Frau *(nun ebenfalls leicht genervt)*: „Das ist so einiges, wie gesagt. Eier zum Beispiel kann ich nicht essen.“

Verkäuferin: „Also, Eier gehören da nicht rein, soweit ich weiß.“

Frau: „Können Sie mir nicht einfach mal die Liste mit den Inhaltsstoffen zeigen??“

Verkäuferin *(nun ziemlich genervt)*: „Also, ich wüsste nicht, dass wir so was haben ...“

DEFINITIV NICHT MEHR IM BIO-SUPERMARKT.

Frau *(nun ebenfalls ziemlich genervt)*: „Sind Sie sicher? In einer anderen Filiale hatten die neulich so ein Buch mit verschiedenen Listen.“

Die Verkäuferin wendet sich halb ab und ruft nach hinten: „Gisela, kommst du mal? So Listen mit

Inhaltsstoffen haben wir doch nicht, oder?“

OH MANN. UND DER SÜSSE TYP IST BESTIMMT AUCH SCHON ÜBER ALLE BERGE ...

Eine zweite Verkäuferin, allem Anschein nach Gisela, erscheint.

Gisela: „Doch, doch, warte mal.“

Gisela sucht unter der Theke. Währenddessen betritt eine weitere Kundin die Bäckerei. Die erste Verkäuferin wendet sich ihr sichtlich erleichtert zu.

Frau: „Also, wenn es zu viel Umstände macht, nehme ich vielleicht doch einfach etwas anderes ...“

Gisela: „Nein, nein, Moment, ich hab's gleich ...“ *(Sie lächelt der Frau kurz zu und blättert dann weiter angestrengt den Einhängeordner durch.)* „Komisch, zwischen E und G müsste es doch eigentlich stehen ...“

PUH.

Weitere Menschen betreten die Bäckerei.

Gisela: „Also, das gibt es doch gar nicht, wo ist das denn?“

BOAH, ICH KRIEG DIE KRISE. WENN ICH EIN MAL WAS NEUES PROBIEREN WILL ...

Gisela: „Komisch ...“

Mittlerweile hat sich der kleine Laden mit Kunden gefüllt.

Erste Verkäuferin: „So, wer kommt denn nun dran?“ *(Sie wirft Gisela einen hektischen Blick zu.)*

ALSO, DAS IST MIR JETZT ZU BLÖD.

Frau: „Wissen Sie was, ist schon gut. Ich nehme einfach eine Laugenbrezel. Ohne Salz, wenn Sie haben.“

Gisela *(von ihrem Ordner aufblickend)*: „Sind Sie sicher? Also, das tut mir jetzt leid, ich verstehe gar nicht, wo die Liste ist ...“

JA, JA.

Frau: „Kein Problem. Ich nehme dann die Brezel.“

Gisela setzt an, eine Laugenbrezel zu verpacken.

Frau: „Ähm, ich wollte gerne eine ohne Salz, bitte ...“

Gisela: „Aber die sind doch nur für Kinder ...“

ICH FASSE ES NICHT ...

Frau: „Ich hätte sie aber trotzdem gerne, bitte!“

Gisela zuckt mit den Schultern, greift sich nun eine Laugenbrezel ohne Salz (für Kinder), steckt sie in eine Tüte und legt sie auf die Theke.

Gisela: „Dann bekomme ich 70 Cent, bitte!“

NA, DA HABE ICH JA WENIGSTENS GELD GESPART. WENN SCHON KEINE NERVEN ...

Die Frau bezahlt, verabschiedet sich, nicht ohne von der ersten Verkäuferin noch einen pikierten Blick aufzufangen, und verlässt das Geschäft. Sie sieht sich kurz um und geht dann die Straße hinunter.

SO, WAR JA KLAR, NICHTS MEHR ZU SEHEN VON DEM TYPEN. UND MEINEN HUNGER AUF SÜSSES MUSS ICH MIR JETZT AUCH MAL WIEDER VERKNEIFEN. NA JA, WAS SOLL'S.

WER BRAUCHT SCHON SCHOKOLADE. ODER EINEN MANN. UND SO EIN FLAMMENDES HERZ IST BESTIMMT AUCH NICHT GANZ UNGEFÄHRlich. MAN BEDENKE NUR MAL DIE GANZEN KALORIEN. UND ERST DIE INHALTSSTOFFE, ÜBER DIE ICH JA NUN IMMER NOCH NICHTS GENAUES WEISS. UND WENN MAN NICHT AUFFASST, IST BESTIMMT RUCK-ZUCK DAS GANZE HERZ VERBRANNT. UND DANN STEHT MAN DA. OHNE SCHOKOLADE, OHNE MANN, NUR MIT EINEM SCHWARZEN LOCH IN DER BRUST. NEE, DANKE. DA BLEIBE ICH DOCH LIEBER BEI MEINER KINDERBREZEL. DA KANN ICH WENIGSTENS SICHER SEIN, DASS ...

Die Frau stolpert plötzlich über ihre eigenen Füße. Die Tüte mit der Laugenbrezel (ohne Salz) fällt ihr aus der Hand und landet mit einem kleinen Platschen genau in einer großen Regenpfütze.

Frau: „Scheißell!“

Mit erhobenen Händen steht sie für einen Moment nur da. Dann holt sie mit dem Fuß aus und verpasst der Bäcker-Tüte einen wütenden Tritt, sodass sie einige Meter weiter geschleudert wird.

Mann *(leicht schmunzelnd)*: „Hey, so sollte man aber nicht mit Lebensmitteln umgehen ...“

Frau *(ohne ihn direkt anzusehen)*: „Das geht dich ja wohl kaum was an, oder?“ *Sie geht weiter und lässt ihn stehen. Der Mann guckt ihr verdutzt hinterher, schüttelt dann den Kopf und wendet sich ab. Während er weiterschlendert, nimmt er den letzten Bissen von seinem Flammenden Herz, knüllt dann die nun leere Papiertüte zusammen und wirft sie in den nächsten Mülleimer. Ohne sich noch mal nach der Frau umzusehen, geht er davon.*

Katja Decher, geboren 1980 in Alsfeld, wohnt in Mannheim. Arbeitet als Redakteurin bei der mssw Print-Medien Service Südwest GmbH und als freie Journalistin für die Tageszeitung „DIE RHEINPFALZ“ in Ludwigshafen. Literarische Versuche unternimmt sie seit ihrem Germanistik-Studium in Köln. Bisherige Veröffentlichungen: ein Gedicht in „Zugvögel. Die Anthologie. 8. ALFA-Multi-Media-Wettbewerb“, Herausgeberin Barbara Fellgiebel, edition ALFA; ein Gedicht in der Anthologie „Worte reden – Worte schweigen. Dorstener Lyrikpreis 2013“, Herausgeberin Heike Wenig, literarischer Arbeitskreis Dorsten, HW-Verlag Dorsten; eine Kurzgeschichte in der Tageszeitung „DIE RHEINPFALZ“; zwei Gedichte auf der Internetseite www.jokers.de und temporär eine „Geschichte der Woche“ auf der Internetseite www.bookrix.de. Website: www.freemagpie.wordpress.com, www.facebook.com/freemagpie



INKAS

**INstitut für
KreAtives
Schreiben**



**Bad Kreuznach
und Kunstzentrum
Bosener Mühle**

**Studienbeginn für das
Wintersemester:
30. Oktober 2015**

Tel.: 06721 / 92 10 60

**Aktuelle Seminare
auf unserer Website:
www.inkas-institut.de**



Zwei Chinas zwischen zwei Deutschlands

Xu Pei

Mit Unterstützung der Komintern, das heißt, mit Propaganda, Spionen wie z.B. Agnes Smedley (1892-1950) und skrupellosen Mitteln, einschließlich „Klassenfeinde“ als Schutzschilder vor den republikanischen Kanonen zu missbrauchen, konnte Mao Zedong (1893-1976) 1949 die legitime Regierung auf die Insel Taiwan vertreiben. Danach begann Mao mit einer Hinrichtungswelle, der mindestens acht Millionen chinesische Eigentümer einschließlich Würdenträger aller Glaubensrichtungen zum Opfer fielen. Gleichzeitig wurden die noch verbliebenen Ausländer, von Missionaren bis zu Flüchtlingen aus Europa und aus der Sowjetunion, des Landes verwiesen.

Nur ausländische Kommunisten wie z. B. Sidney Rittenberg (1921-) aus den USA und Anna Wang aus Danzig durften bleiben. Während Anna Wang 1955 in die DDR reiste und später vom Westen aus für Mao propagierte, hatten Maoisten in China Rittenberg und Co., trotz ihrer fremdsprachigen propagandistischen Funktionen, verfolgt.

Die VR China und die DDR erkannten sich nach ihren Gründungen gegenseitig an. Beide waren an der kommunistischen Expansion in der Welt beteiligt. Beispielsweise wurden die westdeutschen RAF-Terroristen nicht nur von dem SED-Regime unterstützt. Auch Maos Parolen dienten ihnen als geistige Waffe.

Mao war sehr darum bemüht, Macht auf der Welt zu gewinnen. Er war nicht nur in den Korea- und Indochinakrieg involviert, sondern gewährte auch Pakistan und vielen Ländern Militärhilfe. Nach dem Volksaufstand in der DDR schenkte Mao der SED-Führung Nahrungsmittel im Wert von 50 Millionen Rubel und riet Ulbricht dazu, einen antifaschistischen Schutzwall zu bauen. Auch die KP-Diktatur in Ungarn bekam nach dem Volksaufstand von Mao Verstärkung. Ohne die VR China wären der Massenmord der Roten Khmer und die Existenz Nordkoreas unmöglich gewesen. Schon 1955 gab Mao dem Chef der Propagandaagentur Xinhua die Anweisung, die Erde unter seine Macht zu bringen.

Mit Äußerungen wie z.B. „Um unseren letzten Sieg zu erringen, um den Imperialismus vollständig zu vernichten, ist unser Volk bereit, den ersten atomaren Angriff aus den USA zu ertragen. Das bedeutet nur, dass ein Haufen Menschen sterben würden“ löste Mao auch unter den Kommunisten Ablehnung und Befremden aus. Der Widerstand aus kommunistischem Lager brachte Mao, der sich auch gegen die Entstalinisierung aussprach, dazu, die sogenannte Pingpong-Diplomatie mit dem Westen zu betreiben.

Bis 1971 wurde China international durch die Republik China vertreten. In jenem Jahr gelang es Peking endlich, die Republik China als Veto-Staat im UN-Sicherheitsrat zu ersetzen, obwohl die Republik China im Zweiten Weltkrieg auf der Seite der Alliierten kämpfte und als UNO-Gründungsstaat zur Menschenrechtscharta beitrug. In Europa hat jetzt nur der Vatikan noch die Republik China anerkannt. Aber Chinesen aus Taiwan können die meisten Länder – auch Deutschland – ohne Visa besuchen, was Chinesen aus Rotchina nicht dürfen.

Wegen des Streites mit Chruschtschow zog Mao Anfang der 1960er Jahre alle Rotchinesen aus der DDR ab. Aber als 1972 die diplomatischen Beziehungen zwischen der BRD und der VR China aufgenommen wurden, gab es wieder Rotchinesen in der DDR, darunter den jetzigen KP-Botschafter in Berlin, Shi Mingde (1954-).

Venedig ist fleckig

Florian Schmidt

Heute wäre ich fast gestorben – hatte dann aber doch keine Zeit mehr.

Da fällt mir ein: Hab ich die Katze eigentlich wieder aus dem Keller gelassen?

Georg meint, ich mache zu viel Gedöns wegen ihm, dabei mach ich mir eigentlich gar nichts aus Venedig, ist mir zu feucht.

Das Sterben muss ich jetzt wohl auf morgen verschieben, mein Chef braucht einfach zu viel Tinte, und die Flecken auf dem Teppich sind nicht von der Katze.

Da fällt mir ein: Wir haben gar keinen Keller.

Warum legt man die Leute eigentlich nicht bäuchlings in den Sarg. Irgendwo habe ich gelesen, dass Bauchschräfer ausgeglichene Menschen sein sollen. Unsere Katze liegt oft auf dem Rücken.

Georg meint, unsere Liebe sei so rostig wie Pferdedreck. Ich persönlich habe nichts gegen Tiere.

Da fällt mir ein: Katzenfutter ist auch alle.

Wenn mein Chef noch einmal dummes Huhn zu mir sagt, hat er die Tausend erreicht, inzwischen ignoriere ich die Flecken auf dem Teppich, der Markusplatz hat bestimmt mehr Flecken.

Da fällt mir ein: Jagen Katzen auch Tauben?

Die Katze hat auch keine Zeit zu sterben, ist aber klar – sieben Leben!

Mein Chef hat gar kein Leben, der sitzt schon am Schreibtisch, wenn ich komme, und er war noch nie in Venedig.

Da fällt mir ein: Venedig sehen und sterben!

Nein, das war Neapel – mit Tauben und Flecken. Kein Mensch schafft Neapel, ohne nicht einmal im Taubendreck zu landen. Aber es ist nicht so feucht.

Außer am Strand. Das wäre einmal ein Katzenklo. Wenn da die Katze stirbt, merkt das keiner.

Am Strand liegt immer ein totes Tier, die meisten auf dem Bauch.

Da fällt mir ein: Mit Sand kriegt man die meisten Flecken weg im Keller.

Legen sich Wale auf den Rücken, wenn sie sterben – in Venedig?

Vielleicht hab ich morgen mehr Zeit.

Florian Schmidt, Jahrgang 1967, lebt und arbeitet in Eichstätt, Bayern, als Autor und Regisseur. Unter anderem gründete er die Kleinkunstabühne „Zum Gutmann“ und die Altmühltal-Bühne, mit der er durch das nördliche Oberbayern tourt. Inzwischen liegen 25 Theaterstücke und zwei Romane vor. Des Weiteren arbeitet Schmidt als Workshopleiter der Theaterarbeit bei Jugendprojekten und Schulen.

Bruderherz

Kim Ehinger

Jan ist tot. Vor zwei Tagen haben sie ihn gefunden. Sie sagen, sie müssen noch herausfinden, ob es sich um einen Unfall oder einen Selbstmord handelt. Sie können einen Selbstmord nicht ausschließen. Sie haben Tabletten gefunden. Beruhigungsmittel. Verschreibungspflichtige Beruhigungsmittel. Man muss jetzt auf den Bericht der Obduktion warten. Der kann möglicherweise die Todesursache genauer bestimmen. Dann kann der Körper der Familie übergeben werden.

Jan war mein Bruder.

Wenn jemand stirbt, existiert von ihm nur noch der Körper. Nicht mehr der Mensch.

Der Mensch ist weg. Der Tod nimmt den Menschen und hinterlässt nur noch einen Haufen Fleisch und Knochen –

Jan ist mein Bruder. Nein, Jan war mein Bruder. Er ist ja nicht mehr mein Bruder. Er ist tot. Es gibt ihn nicht mehr.

Nur noch Erinnerungen. Fotos von früher. Familienfotos. Alle eingerahmt in kitschige Bilderrahmen. Alte Kisten mit bunten Handabdrücken, erste Malversuche mit Wachskreide auf ein weißes Papier gekritzelt, Fotos von der Einschulung. Dinge, von denen man sich nicht trennen konnte und die jetzt irgendwo, also nicht irgendwo sondern auf dem Dachboden meiner Eltern, verstauben.

Es sind ja jetzt nur noch meine Eltern. Nicht mehr unsere. Früher wollte ich immer Einzelkind sein. Weil Einzelkinder bekommen alles. Denen gehört alles. Die müssen nicht mit so einem kleinen Bruder alles teilen. Jetzt muss ich auch nicht mehr teilen. Jetzt gehören meine Eltern nur noch mir. Jetzt wos mir egal ist, wo ich bereit bin zu teilen, wo ich es gelernt hab. Durch ihn hab ichs, vielleicht auch am besten, gelernt. Er hat's mir beigebracht. Mein Zimmer zu teilen. Meine Spielsachen zu teilen. Mein Butterbrötchen zu teilen. Meine Eltern zu teilen. Jetzt gibt's ihn nicht mehr, dem ich mein Butterbrötchen geben möchte. Mit dem ich so gerne teilen würde. Alles teilen. Durch zwei teilen. Zwei Teile. Jetzt ist er weg.

Der Tod nimmt alles. Er lässt nur den Körper zurück. Sinnlose Materie. Das ist gar nicht mehr der Mensch. Den Mensch, den hat der Tod verschlungen. Aufgefressen und Fleisch und Knochen wieder ausgespuckt. Für die Angehörigen.

Es gibt ihn nicht mehr. Es gibt nur noch die Erinnerung an ihn. Wenn ich mich erinnere, an Jan erinnere, an den Menschen, nicht den Körper, dann kann ich vielleicht etwas von ihm behalten. Ich versuche mich wieder zu erinnern.

Als das Telefon klingelte, wollte ich gerade die Wohnung verlassen. Ich war auf dem Weg zur Uni, weil ich noch ein paar Unterlagen abgeben wollte. Voll im Stress. Zur Tür gehetzt. Noch mal zurück weil ich den Geldbeutel liegen lassen habe, und man weiß ja nie. Vielleicht will ich später noch einen Kaffee trinken. Also, noch mal zurück. Dann klingelt plötzlich das Telefon. Auch das noch. „Hallo? Hallo Mama, ist gerade ganz schlecht. Bin grad auf dem Weg zur ...“

„Laura, es ist was passiert ...“ Und dann dieses Schluchzen. Oder mehr ein Wimmern, als ob ein Tier heult. Ganz leise. Da ist mir auf einmal ganz schlecht geworden und ich hab den Atem angehalten. Die Luft, die normalerweise durch meine Atemwege ganz natürlich durchdringt, wurde aufgehalten. „Jan ist tot.“ Die längste Pause der Welt. Was soll man da auch sagen? Was kann man da auch sagen? Da ist keine Reaktion mehr möglich. Keine Worte, keine Bewegung, kein Atem. Die Welt hört kurz auf zu existieren. Alles hört kurz auf zu existieren. Da steh ich

jetzt im Flur mit dem Telefon in der Hand, die Jacke halb angezogen, die Tasche, die sinnlos an meinem Arm herunterhängt, in der Hand den Schlüssel, der völlig überflüssig geworden ist. Alles ist plötzlich völlig überflüssig.

Wenn ich versuche mich zu erinnern, dann kann ich vielleicht etwas von ihm behalten. Von meinem Bruder. Wenn ich von ihm erzähle und die Gedanken und Erinnerung nach draußen lasse. Frei lasse. Dann bleibt er vielleicht bestehen. Dann stirbt er nicht. Dann bleibt noch etwas anderes, außer dieser überflüssigen Materie. Dann bleibt die Idee von ihm. Was ist denn die Idee von ihm? Die Idee eines Menschen? Ein Bild, vielleicht eher. Sein Bild.

Jan war mein Bruder. Er hatte dunkelbraune, fransige Haare, braune Augen, ein schmales, fast eingefallenes Gesicht. Ungefähr einszweiundachtzig groß. Dazu einen breiten Mund. Er trug immer Sportkleidung. Meist Jogginghose, Kapu, Sportschuhe von Nike oder Adidas. Immer, als käme er gerade vom Sport zurück, dabei hat er kaum Sport gemacht. Eigentlich nie. Die Klamotten hat er immer eine Nummer zu groß gekauft. Das sah komisch aus. Das hat nie gepasst, was er trug. Hing alles so an ihm herunter. Als wollte er die Berührung des Stoffes auf seiner Haut nicht zulassen. Als müsste da immer noch ein Abstand bestehen zwischen ihm und der Kleidung.

Was noch? Er hat immer Witze erzählt. Immer wenn die Stimmung angespannt war, hat er einen seiner blöden Witze erzählt und dann selbst darüber gelacht.

Die Rinde seines Brötchens hat er ganz sorgfältig abgeschnitten. Normalerweise war er nicht sorgfältig im Umgang mit den meisten Dingen. Sehr chaotisch. Abwesend. Aber wenn es um die Rinde des Brötchens ging, hat er seine ganze Zeit und Sorgfalt in diesen einen Vorgang hineingelegt. Er hat Essensreste auf einen kleinen Teller getan und aufs Fensterbrett gestellt. Für die Vögel und Eichhörnchen. Tiere hat er geliebt. Mehr als Menschen, glaub ich. Zumindest hat er sie mehr verstanden.

Was noch?

Er hat Zucchini gehasst.

Er war nach einem Streit, nie länger als fünf Minuten böse.

Er hatte ein blaues Motorrad. Mit 18 hat er es von seinem ersparten Geld gekauft. Es war sein ganzer Stolz.

Er schaffte es, Menschen nach nur kurzer Zeit für sich einzunehmen.

Er hat beim Lesen immer ein wenig mit den Lidern gezuckt.

Was noch?

Sein Gesicht.

Seine Abwesenheit, wenn man ihn in ein Gespräch verwickeln wollte. Als wäre er stets mit etwas anderem beschäftigt.

Sein Lachen. Ein dröhnender, tiefer Ton.

Sein ständiger Drang sich zu bewegen.

Seine Furchtlosigkeit vor Hunden.

Und noch einmal, sein Gesicht.

Kim Ehinger wurde am 6. Januar 1991 in Konstanz geboren. Im Sommer 2014 absolvierte sie ihre Regieausbildung an der Akademie für Darstellende Kunst in Ulm, wo sie ebenfalls Kurse im Szenischen Schreiben belegte. Im Juli 2014 wurde sie mit ihrem Einakter „Wie es weiter geht“ zum Interplay Europe Autorenförderprogramm eingeladen. Momentan arbeitet sie als Regieassistentin und Autorin in Köln.



Evelin Habicher: Innocent

Dem Leben Leben geben... Teil Eins

Nadja Scheuble

Sie war eine schöne und erfolgreiche Frau und jeder, dem sie auf den Straßen Dublins über den Weg lief, sah ihr das bereits von weitem an. Als Redakteurin einer der renommiertesten Zeitungen dieser Stadt verdiente sie mehr als gut und lebte ein luxuriöses Dasein. Sie war 49 Jahre alt und dank der guten Genetik noch immer von schlanker Statur. Von einigen Lachfältchen in den Augenwinkeln abgesehen war ihre Haut noch immer straff und überaus gepflegt. Ihrer Position entsprechend war sie stets elegant gekleidet, ihre Nägel perfekt manikürt, und um dem Spliss keine Chance zu geben, ließ sie ihr schulterlanges rotes Haar alle sechs Wochen nachschneiden. Sie arbeitete sechs Tage die Woche, was in der Zeitungsbranche nicht unüblich war, kam es doch darauf an, immer am Puls der Zeit zu sein. In letzter Zeit allerdings unterliefen ihr zunehmend Fehler und diametral dazu stieg ihre Frustration, einfach, weil sie sich nicht erklären konnte, weshalb sie immer häufiger unkonzentriert und demotiviert an ihrem Schreibtisch saß und manch reißerische Meldung, die sie per Newsticker erhielt, völlig regungslos zur Kenntnis nahm. Innerhalb der letzten drei Wochen hatte sie zwei schlampig redigierte Texte mit „Gut zum Druck“ versehen und keine Antwort darauf geben können, weshalb ihr diese Missgeschicke unterlaufen waren.

Sie ging die Grafton Street entlang und wand sich zwischen unzähligen, mit Fotoapparaten bewaffneten Touristen und munter plappernden Einheimischen durch, nahm sich wie immer zu wenig Zeit dafür, den unzähligen Straßenkünstlern Aufmerksamkeit entgegenzubringen. Ohne ersichtlichen Grund hielt sie jedoch unvermittelt auf dem roten Kopfsteinpflaster neben einem von ihnen inne und beobachtete, wie er mit Hingabe aus Sand Tierfiguren „schnittzte“.

Es hatte schon etwas Meditatives, wie er ruhig und gelassen aus dem Sandhügel einen liegenden Hund herauskitzelte. Irgendwann wurde ihr bewusst, dass sie bereits eine geraume Weile so dagestanden haben musste, denn unvermittelt drangen der Lärm hunderter Stimmen und Instrumente zu ihr durch und das mit einer derartigen Wucht, dass ihr beinahe schwindelig wurde.

Sie schämte sich fast dafür, sich von des Mannes Selbstvergessenheit angesteckt haben zu lassen. Irritiert blickte sie sich um und hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, allein schon deshalb, um das Gefühl zu haben, sich noch im Hier und Jetzt zu befinden.

„Störe ich sie?“, fragte sie den Künstler.

„Nein überhaupt nicht!“, erwiderte er, ohne seinen Blick von der Arbeit abzuwenden.

Sie wusste nicht, welche Antwort sie erwartet hatte, aber diese war es wohl nicht gewesen und unverzüglich nahm sie ihren Weg zu Harrods wieder auf. Am Eingang nahm sie einen Tragekorb vom Ständer, ging zielgerichtet durch den Laden und deckte sich mit den immer gleichen Lebensmitteln ein. An der Kasse, wo sie sich zwei Schachteln Zigaretten holte, reihte sie sich brav in die Schlange der Wartenden ein. Kaum dass sie den Laden verlassen hatte, klingelte ihr Telefon, es war einer der Azubis, der sie darum bat, noch mal in die Redaktion zu kommen. Eben hatten sie die Info erhalten, dass ein Politiker, der sich seines Privatlebens wegen schon länger mit diversen Spekulationen konfrontiert sah, einen schweren Autounfall gehabt hatte und das in Begleitung eines bekanntermaßen homosexuellen Jungschauspielers. Sie wurde dringend gebraucht, um die Redigierung und Platzierung sowie die Findung des Titels in die Hand zu nehmen. Derartige Geschichten waren ihr schon immer zuwider gewesen und sie schämte sich dafür, dass sie als ernstzunehmende Tageszeitung derartigen Schrott publizierten.

„Kann das nicht Jascha übernehmen? Und wo ist Sean?“

„Jascha ist bei einem Empfang und Sean mit seiner Umweltgeschichte im Rückstand. Weil sich dort neue Erkenntnisse ergeben haben, muss er den Text noch mal völlig überarbeiten und wird's bis Redaktionsschluss wohl nicht mehr hinbekommen“, erwiderte Dylan hektisch.

Genervt blieb Siobhan an der Ecke des Harrods stehen, das Telefon zwischen Kinn und Schulter geklemmt, fummelte sie eine Zigarette aus der Schachtel und zündete diese an.

„Willst du mir allen Ernstes sagen, dass kein anderer Zeit dazu hat, sich der Sache anzunehmen?“

„Na ja, James hat gesagt, dass du die Beste bist, wenn es darum geht, schnell und effizient auf Meldungen zu reagieren...“

„Hast du nicht eben von Redigieren und Titelfindung geredet? Für mich hört sich das eher so an, als ob noch nichts geschrieben worden wäre, gib mir mal James!“

Stimmengemurmel und Papiergeraschel folgten, ehe James sich mit sonorer Stimme meldete.

„Hey Siobhan, wir brauchen dich hier dringend! Seans Story ist ihm beinahe um die Ohren geflogen und kommt als Aufmacher nicht mehr infrage, alles Übrige taugt nicht zur Titelgeschichte und in eineinhalb Stunden ist Redaktionsschluss, also bitte ...“

„Gib mir fünfzehn Minuten!“

„Danke, du bist ein Schatz!“, erwiderte James.

Sie legte auf, lief zum Trinity College und winkte ein Taxi heran. Zehn Minuten später traf sie in der Redaktion ein, und während ihr die wuselige Betriebsamkeit und hektische Atmosphäre ansonsten einen Kick gegeben hatten, ließ genau das sie inzwischen völlig kalt. Kaum dass sie den Empfangsbereich hinter sich gelassen hatte, tauchte James neben ihr auf und zog sie mit sich in sein Büro. Dort befanden sich drei weitere Mitarbeiter und telefonierten hektisch, schickten Mails und lasen aufgeregt Faxe.

Gelassenheit im Anblick des Chaos war schon immer ihre Stärke gewesen. Laut vernehmlich pffft sie auf ihren Fingern, woraufhin alle kurz innehielten und sie erwartungsvoll anblickten.

„Du bringst mir Kaffee, schwarz!“, sagte sie und zeigte auf Dylan, den Azubi.

„Du sortierst die Meldungen nach Eingangszeitpunkt und legst sie mir hier auf einen Stapel“, sagte sie zu Seans blonder Sekretärin.

„Der Rest von euch kann gehen. James, dich brauche ich hier“, sagte sie.

Wie geheißen stoben die Restlichen auseinander, während James, Lena und Siobhan sich der Titelgeschichte annahmen. In 40 Minuten hatten sie eine anzunehmende Geschichte formuliert, die sich auf Siobhans Drängen hin an den bisher bekannten Fakten orientierte. Sie lasen den Text Korrektur und nach zwei kleinen Änderungen erhielt er das „Gut zum Druck“.

Als sie die Redaktion verließ, hatte sie Magenschmerzen von dem zu viel an Kaffee und Zigaretten. Sie war hungrig, hatte jedoch ihren Einkauf in der Redaktion liegenlassen. Ginge sie jetzt zurück, würde sie unter Garantie wieder mit Beschlag belegt werden, worauf sie absolut keine Lust hatte und sich entgegen ihrer Gewohnheiten dazu entschied, essen zu gehen. Sie betrat den nächsten Pub und angesichts der ihr laut entgegenschallenden Folk-Musik verdrehte sie die Augen – noch plakativer ging es wohl kaum.

Die Dunkelheit des Interieurs verlieh der Kneipe Atmosphäre. Die Theke und die Tische waren annähernd vollständig belegt. Ihr Blick fiel auf den „Katzentisch“ nahe des Durchgangs zur Küche, welchen sie rasch mit Beschlag belegte. Sie drängelte sich, Entschuldigungen murmelnd, durch die Menschenmenge und orderte ein Glas Tempranillo und Irish Stew, nahm den Wein

entgegen und setzte sich mit knurrendem Magen hin. Sie beobachtete die vielen verschiedenen Gesichter um sich herum und hörte das Lachen, vermutliches Indiz für Lebensfreude und fühlte sich plötzlich unglaublich leer. Freude hatte sie schon lange nicht mehr empfunden und das, wo sie doch eigentlich mit ihrem Dasein mehr als zufrieden sein konnte. Sie hatte einen sicheren Job, war gut situiert und erfreute sich bester Gesundheit, tja, eigentlich...

Der Barmann brachte den herrlich duftenden Eintopf und kaum dass sie den ersten Löffel des Stew im Mund hatte, welcher köstlich schmeckte, stand unvermittelt ein Mann an ihrem Tisch.

„Ist der Stuhl noch frei?“

Ohne eine Antwort abzuwarten nahm er schwungvoll ihr gegenüber Platz. Der dunkle Bart, das wild gelockte Haar, die abgerissenen Jeans und die verschlissene Tarnjacke ließen ihn etwas gammelig wirken und selbst, wenn sie ein Veto hätte einlegen wollen, wäre sie, perplex wie sie war, dazu gar nicht in der Lage.

Er wünschte guten Appetit, während er die Speisekarte studierte, nur um wenig später zur Theke zu gehen und anschließend mit einem Guinness in der Hand zurückzukehren.

„Kommen sie öfter hierher?“

„Nein, das ist heute mein erstes Mal“, neugierig war der ja gar nicht, dachte sie bei sich.

„Wo gehen sie denn sonst so hin?“

„Ich gehe nicht viel aus.“

„Ich versteh schon, zu sehr mit der Karriere beschäftigt. Da bleibt keine Zeit für Ablenkung und Freizeit“, konstatierte er und blickte sie leicht spöttisch mit hochgezogenen Augenbrauen an.

„Man muss eben Prioritäten setzen und es ist nicht damit getan, die Dinge nur mit halber Kraft zu betreiben. Davon abgesehen, dass ich mich vor ihnen wohl kaum zu rechtfertigen brauche“, für wen hielt sich dieser Typ eigentlich.

„Oh sorry! Ich wollte sie nicht verärgern, aber ich scheine da ja doch einen wunden Punkt getroffen zu haben...“

„Ich habe sie nicht an meinen Tisch eingeladen, also bitte suchen sie sich jemand anderen, den sie belästigen können!“, gab sie erbost zurück.

„Ich entschuldige mich für mein unangemessenes Verhalten und werde mich ab sofort benehmen...ehrlich!“, zur Untermauerung seiner Aussage hob er seine Hände empor und blickte sie mit gespielt dümmlischem Gesichtsausdruck an.

„Okay, aber beim kleinsten Fauxpas verlassen Sie umgehend den Tisch!“

Schweigend saßen sie beisammen und als er schließlich sein Essen ebenfalls serviert bekommen hatte, aßen sie und vermieden es tunlichst sich anzublicken.

Nach dem Essen spendierte er einen Whiskey.

Wie es weitergeht mit Siobhan und dem Fremden, können Sie in der September-Ausgabe der **eXperimenta** lesen.

Nadja Scheuble, geb. 1976, Bürokauffrau, lebt in Albruck-Schachen. Literarische Schwerpunkte: Lyrik, Novellen, bisherige Publikationen in Gedichtbänden, Anthologien, eigener Gedichtband „Gedanken eines unwichtigen Menschen“, zuletzt Anthologie „Lyrischer Lorbeer 2014“.

Die Tür

Martina Sonneborn-Braun

Er war spät. Hastete durch den Haupteingang. Nahm nicht den Lift, keine Zeit, um zu warten. Nahm die Treppe, wie er immer die Treppe nahm, um in Form zu bleiben oder in Form zu kommen, je nach Jahreszeit.

Jetzt im Frühsommer war sie gut. Er sprang zwei Stufen auf einmal nehmend und stand unvermittelt vor dieser Tür. Eine dunkelbraune Tür, fast schwarz mit einem Butzenglasfenster in Augenhöhe. An beiden Seiten verziert durch ziselierte Intarsien aus hellerem Holz, ein blankes Messingschloss mit einem suppenlöffelgroßen Griff. Er hob die Hand. Kam nicht weit mit der Hand, nicht einmal bis in Reichweite des Griffes, stand viel zu weit von der Tür entfernt. Etwas hatte ihn gestoppt. Ein Gefühl, ein archaisches Gefühl der Bedrohung und Gefahr.

Er kannte diese Tür. Diese Tür in diesem Haus, in dem er vorher noch nie war. Diese Tür hatte als Bild einen festen Platz in seinem Kopf und das seit langem schon.

Er kannte auch das Gefühl. Das Gefühl, dass ihn jetzt in diesem Moment ergriff wie der Sturm ein viel zu leichtes Kind ergreift, das sich noch in starren Schrecken gegen ihn stemmt, ohne Chance. Er kannte das. Diese Schwere, als sei das Blut mit einem Male zu breiig für die Gefäße, die Muskeln zu schwer für die Sehnen. Der Schreck traf ihn ungeahnt, zitterte durch seine Zellen, als habe er, eingeritzt in seine Knochen, nur auf diesen Auftritt gewartet.

Er stand bereit zur Flucht, denn das war sein erster Impuls. Weg von diesem Gefühl in seinem Kopf, in seinem Bauch, diesem Druck, den er kannte, nur zu gut kannte, der nicht neu für ihn war, der immer wieder einmal auftauchte wie ein Wal, der sein Luftloch öffnet und das Meer um ihn herum in Aufruhr bringt. Nur weg von hier, dachte er, dabei war er noch gar nicht angekommen an seinem eigentlichen Ziel, stand, gestoppt vor einer Tür. Kam nicht weiter. Dabei war die Tür, dass erkannte er sofort, nur eine Tür und er selbst mit seinem Gefühl sein eigentlicher Feind. Während in ihm Kräfte sich verschoben, Bilder, Gerüche und Geräusche ihn ansprangen, gelang es ihm nicht, hier vor der Tür eine Entscheidung zu treffen. Seine Hand auf dem Weg zum Suppenlöffeltürgriff hing wie festgenagelt in der Luft, eine innere Kälte überflutete seine Beine, seine Arme bis hinauf zu seinem Nacken. Er musste hier weg. Weg, bevor die Tür sich öffnen würde, bevor er die Stimme hören würde, den Geruch von kalter Asche, die Geräusche der knarrenden Scharniere und der verstopften Lunge. Hinter ihm lachte ein Kind, rief nach der Mutter, rief, sie solle doch hinschauen, wie es, das Kind das Treppengeländer hinunterrutsche, lachte und das Lachen der Mutter fiel in das Lachen des Kindes ein, und eine Tür schlug zu mit lautem Knall.

Seine Hand hatte sich an die Tür gestützt, hatte intuitiv Halt gesucht in diesem Moment, als er wieder auftauchte aus dem Schattenreich seiner Erinnerungen.

Behutsam strich er über die filigranen Maserungen, erreichte den Messinggriff, atmete tief in den Leib und drückte den Griff hinunter. Die Tür öffnete sich leicht. Ein heller, lichtdurchfluteter Raum breitete sich vor ihm aus. Die Freunde am Fenster winkten ihm zu. Auf der Terrasse tanzten zwei Frauen.

Martina Sonneborn-Braun, 1954 im Sauerland geboren, Hebamme, Sozialpädagogin, Therapeutin. Familienmensch und immer in Bewegung. Wanderin. Verfährt sich gerne, um Unvorhergesehenes zu erleben. Schreibt seitdem sie schreiben kann. Durch ein Seminar mit Rüdiger Heins ermutigt, befreit sie ihre Texte aus dem Schattendasein.

Land und Leben

Ingmar Ackermann

„Setze dich nie zu fremden Männern an den Tisch.“ Die Warnung ihrer Großmutter klang noch in ihrem Ohr und doch hatte sie genau das getan. Ihre Großmutter hatte aber auch nie in einer Strandbar auf Fiji gegessen und gelernt, dass hier andere Regeln gelten. Eine Frau alleine am Tisch ist eine Einladung. Einer nach dem anderen würden die Beachboys zu ihr kommen und sie wäre den ganzen Abend damit beschäftigt, sie abzuwimmeln und sich zu wundern, welche außergewöhnlichen Angebote sie erhalten würde. Wenn Gesellschaft schon unvermeidlich war, dann doch lieber eine, die sie selbst ausgewählt hatte. Also schlug sie das Mantra ihrer Großmutter in den Wind und fragte, ob sie sich zu ihm setzen könnte. Ihre Wahl machte sie zufrieden, denn er war offensichtlich mit sich selbst beschäftigt, hatte nur kurz sein Einverständnis vage in ihre Richtung genickt und sich dann wieder abgewandt.

Vor ihm stand eine halbgefüllte Schnapsflasche, daneben ein einfaches Glas, aus dem er in regelmäßigen Abständen trank, in langsamen aber großzügigen Schlucken. Sie verschanzte sich hinter ihrem Buch, vermochte jedoch nicht zu lesen.

„Mein Sohn heiratet heute hier.“

Sein Blick streifte sie kurz, während er sprach, aber jetzt waren seine blauen Augen wieder auf das Meer gerichtet und nur das Rauschen der Brandung verhinderte völlige Stille zwischen ihnen. Sie war sicher, er hatte mit einem Blick mehr über sie erfahren als andere in einer ganzen Nacht.

„Warum feierst du dann nicht mit ihm?“ fragte sie, als die Brandung der Wellen einmal pausierte.

Er drehte sich zu ihr, die Augen diesmal eher nachdenklich als forschend. Sie glaubte, seinen Gedanken auf seiner Stirn zu lesen: „Wieviel soll ich ihr zumuten?“, stand dort geschrieben.

„Weshalb bist du hier?“, fragte er, ohne auf ihre Frage zu antworten.

Offensichtlich musste sie sich das Vertrauen für seine Antwort erst erarbeiten. Das ist unfair, dachte sie. So unfair wie das richtige Leben. Aber ihre Neugier war geweckt.

Also erzählte sie ihm von dem Leben, das sie verlassen hatte, ihrem Arbeitsplatz am Frankfurter Flughafen. Von der Kiste, in der sie ihre Arbeitstage verbracht hatte, hinter kugelsicheren Glasscheiben. Von den Menschen, die vor den Glasscheiben standen, von ihren Papieren und Gesichtern voller Hoffnung. Der Hoffnung, dass sie die richtigen Stempel auf ihre Papiere drücken und ihnen die Tür öffnen würde zu einem neuen Leben in Deutschland.

Sie erzählte auch, wie sie die Hoffnung weggewischt hatte aus diesen Gesichtern. Den Stempel verweigert, den Eintritt verwehrt; das getan, wofür ihr Land sie bezahlte: nur diejenigen hereinlassen, die auch hineingehören. Auch, dass sie es vielleicht hätte ertragen können, wenn ihr Freund sie verstanden hätte. Der arbeitete wie sie für den Zoll und sein Tag bestand auch daraus, hoffende in verzweifelte Gesichter zu verwandeln. Doch er verstand sie nicht, fragte nicht nach Gründen. Zu tun, was ihm aufgetragen wurde, war ihm genug, gab ihm Sicherheit. „Sie werden schon wissen, was richtig ist“, so endeten ihre Diskussionen immer öfter. Er war der Spiegel, an dem sie erkannt hatte, was sie selbst nicht sein konnte, nicht sein wollte. Sie musste aufhören, Hoffnung aus Gesichtern zu wischen. Deswegen war sie hier, hatte ihren sicheren Beamtenstatus aufgegeben und ihren Freund obendrein.

Wieder langes Schweigen, dann lächelte er, zum ersten Mal. Es wirkte etwas ungelenkt, so als hätte er fast schon vergessen, welche Muskeln er benutzen musste.

„Dann können wir ja jetzt etwas Vernünftiges trinken!“, stellte er fest.

Sie nickte mit dem Kopf in Richtung Schnapsflasche: „Das ist nicht vernünftig?“

Sein Lächeln entspannte sich, wortlos füllte er das Glas und schob es über den Tisch. Vorsichtig nippte sie daran:

„Wasser?“

„Ich trinke nie allein, immer nur in Gesellschaft. Und gute Gesellschaft erfordert ein gutes Getränk.“

Damit stand er auf und verschwand zwischen den Palmen.

Als er zurückkam, trug er zwei Gläser in der einen Hand und eine Flasche Rotwein in der anderen. Sie hatte sich in den letzten Wochen an Plastikbecher gewöhnt, das Glas lag schwer und angenehm kühl in ihrer Hand. Nach dem ersten Schluck wusste sie, auch der Wein war weit entfernt von dem, was sie gewohnt war.

„Das Leben ist zu kurz für schlechten Wein“, sagte er, „schmeckt er dir?“

Inzwischen hatte sie auch keine Lust mehr, Fragen zu beantworten, zumindest nicht alle. Wenn er sich die Antworten aussuchen konnte, dann konnte sie das auch.

„Also warum feierst du keine Hochzeit? Ist er der verlorene Sohn oder hat er sein Herz an die falsche Frau verloren?“

Sie wusste, dass Worte wie Messer wirken können, aber so deutlich hatte sie es bisher noch nie gesehen. Sein Oberkörper sackte zusammen, das eben wiedergefundene Lächeln wich einer verletzten Trauer.

„Entschuldigung ...“, begann sie zu stammeln, aber seine Hand wischte den Satz weg, bevor sie ihn zu Ende denken konnte. Wieder Schweigen, dann hob er sein Glas:

„Der stammt von der Hochzeitsfeier.“

Ohne nachzudenken tat sie es ihm gleich, fand seine Augen und dann ließen sie beide den teuren Wein das tun, was er am besten kann: die Wunden betäuben.

Als sein Glas leer in seiner Hand lag, spürte sie, dass er einen Entschluss gefasst hatte, den Entschluss, ihr zu vertrauen:

„Dich haben sie auf die Menschen gejagt, für die es in deinem Land keinen Platz gab. Ich habe mich um diejenigen gekümmert, für die sie auf der ganzen Welt keinen Platz mehr hatten. Spezialeinheit der Sicherheitspolizei. Im Ausland aktiv und offiziell nicht vorhanden.“

Ich war dafür zuständig, die Verzweiflung aus ihren Gesichtern zu wischen, endgültig.

Natürlich waren sie alle Schurken, zumindest in den Augen meines Landes, oder sollte ich lieber sagen, in den Augen der jeweiligen Regierung. Manchmal änderte die ihre Meinung, meistens nach einer Wahl. Wenn die Regierung neue Augen hatte, wurde über Nacht aus dem Terroristen ein Freiheitskämpfer. Aber nicht, wenn sie uns vorher losgeschickt hatten, unsere Arbeit war endgültig, bestenfalls die Inschrift auf dem Grabstein war noch zu ändern. Dienst am Vaterland, am Anfang habe ich wirklich daran geglaubt. Danach weitergemacht, weil es das einzige war, was ich konnte.“

Er sprach ganz ruhig, allein die feinen Haare auf seinen Armen sträubten sich gegen das, was er sagte. Sie füllte sein Glas und blickte auffordernd auf seinen Mund. Er trank einen Schluck, diesmal ohne sie zu beachten. Sein Blick ging über sie hinweg und verlor sich in den Wipfeln der Palmen. Ein warmer Wind strich zwischen ihnen hindurch, einen Moment glaubte sie, den Regen zu hören, auf den die Einheimischen schon seit Monaten warteten, aber es war nur das Rascheln der trockenen Palmblätter. Der Windstoß schien sein Reden anzufachen, er sprach jetzt schneller, fast als wollte er es hinter sich bringen:

„Ich habe solange weitergemacht, bis auch die letzte Chance vorbei war, aus eigenem Entschluss aufzuhören. Zumindest so viel Anstand hätte ich zeigen können. Stattdessen war ich irgendwann überflüssig, so wie die Fabrikarbeiter am Band wurden wir von Maschinen abgelöst. Keine Regierung, die etwas auf sich hält, schickt heute noch Menschen, um andere Menschen auszuschalten. Heute fliegen automatische Drohnen auf ein anonymes Kommando in die dunklen Ecken dieser Welt.

Vielleicht nicht billiger, auch nicht besser, aber schnell und emotionslos. Ich war auf einmal überflüssig. Also wurde ich in den Ruhestand geschickt, mit einer neuen Identität und einer Pension, die gerade hoch genug ist, um mein Schweigen zu erkaufen. Ich habe es nachgerechnet. Solange ich noch lebe, bezahlt mir der Staat in jedem Monat genau sechshundvierzig Euro für jeden der Staatsfeinde, die dank meiner Arbeit nicht mehr leben. Vorausgesetzt, ich halte den Mund und lösche mein bisheriges Leben.“

Seine Augen fanden den Weg von den Palmen zurück zu ihr und zum ersten Mal klang seine Stimme zynisch: „Das Land, für dessen Freiheit ich gekämpft habe, darf ich auch nicht mehr betreten.“ Ganz langsam begann sie, den Zusammenhang mit ihrer Frage zu verstehen:

„Dein Sohn und seine Hochzeit, die gehören zu der vergessenen Vergangenheit?“

Jetzt schwang ein klein wenig Stolz in seiner Stimme:

„Er weiß nicht, dass ich noch lebe, alles, was ihm jemals erklärt wurde, war, dass ein afrikanischer Virus mich in das Jenseits befördert hat, noch bevor er geboren wurde. Und sollte er jemals auf die Idee kommen nachzuforschen, dann würde er in den Unterlagen einer kleinen Klinik im Norden Namibias sogar die Beweise dafür finden, bis hin zu einem schönen Stein auf dem örtlichen Friedhof. Ohne die kleinste Ungereimtheit, ich habe mich selbst vor Ort darum gekümmert.

Aber ich kann ihn nicht vergessen und kenne noch ein paar Leute zuhause, die ihn für mich im Auge behalten. Dass er sich entschlossen hat, hier zu heiraten, war meine Chance. Ich habe einen Kellner dafür bezahlt, dass ich ihn vertreten durfte. Zwei Stunden lang war ich dort, länger habe ich es nicht ausgehalten.“

Die Beichte hatte ihn Überwindung gekostet und dem Chateau Noeuf den Inhalt. Erschöpft schlug er vor, einen Strandspaziergang zu machen. Vor einer Stunde hatte sie noch überlegt, ob es ratsam sei, sich in der Dämmerung zu einem Fremden an den Tisch im Restaurant zu setzen. Jetzt war es stockfinster und sie wusste, dass dieser Fremde zahlreiche Menschen umgebracht hatte. Dennoch stimmte sie der Idee sofort zu, denn sie musste einfach wissen, wie seine Geschichte weiterging.

Schweigend spazierten sie durch den Sand, hunderte von kleinen Krebsen verschwanden vor ihren Füßen, nur um direkt hinter ihnen wieder aufzutauchen, um mit dem fortzufahren, was kleine Krebse nachts am Strand tun. Der Wind frischte auf und trocknete den Schweiß auf ihrer Haut, zum ersten Mal seit dem Morgen schien die Luft kühler zu sein als ihr Körper. So viele Fragen drängten sich in ihrem Kopf. Als wäre ein Damm gebrochen, sprach er von sich aus weiter:

„Sie haben mich auf der Schule gefunden. Gute Noten, gut im Sport und kein Geld für ein Studium. Das waren die Auswahlkriterien. Dann ein Stipendium für die Militärakademie, Sprachen und Logistik. Dazu ein Mentor, der dir Aufmerksamkeit schenkt und Anerkennung. Es dauerte nicht lange, bis ich ihm alles glaubte, das Töten von ihm lernte, mit der ganzen Hingabe und dem Ehrgeiz eines Zwanzigjährigen. Ich wollte gut sein für dieses Land, das gut war zu mir. So bin ich einer der Besten geworden.“

„Sprachen verstehe ich, aber warum Logistik?“

Sie wusste auch nicht, warum sie gerade diese Frage stellte, wo doch viel größere Fragen in ihr brodelten.

„Ein Logistiker ist leicht zu verstecken, er wird überall gebraucht, aber niemand nimmt ihn wirklich wahr. Ich konnte überall sein, Pakete und Päckchen erhalten, ohne dass sich jemand um den Inhalt

kümmerte und jederzeit verschwinden, wenn es nötig war. Die perfekte Tarnung eben.“

Inzwischen hatten sie das Ende des Strandes erreicht, der weiche Sand war kleinen Kieseln gewichen und vor ihnen reckten sich schwarze Felsnasen in den Nachthimmel. Er setzte sich auf einen Baumstamm und atmete tief durch. Kaum hatte sie neben ihm Platz genommen, sprach er hastig weiter, so als würde er jederzeit damit rechnen, unterbrochen zu werden. Aber bis auf die Krebse war niemand in der Nähe.

„Ahmed hätte mir die Augen öffnen müssen. Natürlich trug er einen anderen Namen, als sie ihn zu meinem Ziel machten. Ich sah sein Bild und wusste sofort: das ist Ahmed. In diesem Geschäft kannst du es dir nicht leisten, ein Gesicht zu verwechseln, denn der Fehler lässt sich nicht wieder gutmachen. Ahmed hatte ich vor fünfzehn Jahren zum letzten Mal gesehen und er war inzwischen vom Jungen zum Mann geworden, zu einem gefährlichen Mann, einem der über Leichen geht. Bei unserer ersten Begegnung in Bagdad arbeitete er als Teejunge in meinem Hotel. Aufgeweckt und genauso alt wie mein Sohn. Ich hatte Zeit, musste auf die Ankunft des Mannes warten, den ich erschießen sollte. Die Wartezeit verbrachte ich mit Ahmed. Nach zwei Tagen hatte ich mit Ahmed mehr gesprochen als ich mit meinem eigenen Sohn jemals reden werde, hatte ihm beigebracht, zu rechnen und seinen Namen zu schreiben. Dann erledigte ich meinen Auftrag und reiste ab. Ich bin der Grund, aus dem ein wissbegieriger Junge ein Terrorist wurde: Ich hatte ihm nicht nur das Rechnen beigebracht, sondern auch die Gewalt. Der Mann, den ich damals in Bagdad liquidiert hatte, war sein Onkel.“

Es schien ihr, als ob seine Trauer in ihren Körper sickern würde. Sie breitete sich langsam in ihr aus und trotz der immer noch tropischen Temperaturen begann sie zu frösteln. Sie sah den Wellen zu, die sich unermüdlich gegen den Strand warfen, nur um dort gebrochen zu werden. Eine nach der anderen verloren sie ihre Form und ihre Kraft an das Rauschen der Strandkiesel. Nur der Wind trieb den Wellenschaum noch weiter, wenn das Wasser schon geschlagen den Rückzug in das Meer angetreten hatte. Am Ende der Böe blieb auch der Schaum erschöpft liegen und löste sich langsam auf, zurück in Luft und salziges Wasser. Sie fühlte sich wie der Wellenschaum, allein vom Wind nach vorne getragen. Dazu verdammt zu stranden und zu zerfallen, in viel Luft und vielleicht ein paar salzige Tränen auf den wenigen Gesichtern, die wichtig waren. Ihr Hals war wie zugeschnürt.

„Es ist so hoffnungslos“, flüsterte sie schließlich kaum hörbar.

Er ließ sich Zeit, bevor er mit fester Stimme antwortete:

„Nein, das ist es nicht. Nicht für dich! Immerhin hast du es geschafft, ein Mensch zu bleiben, deine Freiheit zu behalten. Die Freiheit, nicht das zu tun, was sie von dir wollen. Natürlich wischt jetzt ein anderer im gleichen Glaskasten die gleiche Hoffnung aus den gleichen Gesichtern. Aber dich haben sie nicht bekommen.“

Sie konnte in der Dunkelheit seine Augen auf ihrem Gesicht spüren:

„Ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Kannst du das in Deutschland für mich zur Post bringen?“ fragte er und schob einen Umschlag in ihre Hände. „Das ist ein Brief an meinen Sohn, er hat ein Recht, alles zu erfahren.“

„Bist du dir sicher, dass du das möchtest?“, antwortete sie spontan, der Umschlag lag schwerer in ihrer Hand, als er war, „ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber vielleicht ist ein Vater, der lange tot ist, der bessere Vater?“

„Ich habe viel darüber nachgedacht, aber seit heute Abend bin ich mir sicher: er muss erfahren, wer ich bin. Ich habe ihn gesehen und er ist genauso, wie ich in seinem Alter war, naiv und leicht zu begeistern. Wenn ich ihn nicht warne, wird irgendjemand ihn benutzen. Das Wissen über mich kann ihm vielleicht helfen ‚nein‘ zu sagen, so wie du.“

„Er wird versuchen, dich zu finden!“, versuchte sie, ihn mit Logik zu überzeugen, zu deutlich war das Gefühl, Teil eines Testaments zu sein.

Seine Antwort bestätigte ihre Befürchtungen: „Da, wo ich hingeh, brauche ich kein Geld!“

Er schien gespürt zu haben, wie sie neben ihm zusammenzuckte und legte sanft seine Hand auf ihren Oberarm. Es war das erste Mal, das er sie berührte.

„Ich werde mich nicht umbringen! Im Norden Indiens liegt ein Kloster, das nur wenige Menschen finden. Dort leben Mönche aus Tibet, und zwar nur solche, die den Kampf gegen die Invasion aus China mit Waffen geführt haben. So wie ich kannten sie nur eine Antwort auf die Gewalt in der Welt: noch mehr Gewalt. Es ist eine Gemeinschaft derer, die nicht den Mut hatten ‚nein‘ zu sagen. Unsere Aufgabe ist, zu schweigen und vielleicht ein wenig Raum zu schaffen in dieser Welt.

Raum für diejenigen, die genügend Mut haben um ‚nein‘ zu sagen.“

Dr. Ingmar J Ackermann, Jahrgang 1967, Bergliebhaber mit Wahlheimat in Köln, Geophysiker mit Liebe zur Sprache und froh darüber, immer noch neugierig zu sein.

ANKÜNDIGUNG

Die **eXperimenta** macht nun Sommerpause. Die neue Ausgabe erscheint daher erst Anfang **September** zum Thema **HeimatLos** unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Schachteltexte von Peter Paul Wiplinger
- Kajo Schleidweiler über Böll und Hildebrandt
- Rüdiger Heins mit der Trilogie Teil Zwei
- Bin mir nicht Heimat von Sigune Schnabel
- Simon Bethge mit Herbstbahn
- Das Land Tapiola von Oliver Füglistner
- Lydia von Ralph Bruse
- Marlene Schulz über Elfriede Brüning
- Spiegel von Dirk Eickenhorst

1945 – 2015 Siebzig Jahre Nachkriegsliteratur – ein Thema, das wir in 2015 in jeder Ausgabe aufgreifen wollen. Themenvorschau:

- September: HeimatLos
- Oktober: Verdrängung
- November: ZeilenBruch
- Dezember: WortWelle

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(inn)en. Beiträge senden an: **redaktion@experimenta.de**

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!
Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

Einführung in die moderne Lyrik

Ein Seminar der Pro Lyrica,
Schweizerische Lyrische Gesellschaft, Schaffhausen,
in Zusammenarbeit mit der GdSL,
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, St. Gallen.



Samstag 24.10.2015

Hauptpost, Raum für Literatur,

Eingang St. Leonhardstrasse 40, beim Hauptbahnhof St. Gallen

Referenten: Mario Andreotti und Oliver Füglistner

Moderne Lyrik ist die wandlungs- und entwicklungsfähigste Literaturgattung. Doch begegnen ihr Autoren und Liebhaber häufig mit Vorurteilen: moderne Lyrik sei schwierig, verknüpft oder schlicht und einfach schwer zugänglich. Diesen Vorurteilen wollen zwei Schweizer Literaturvereine mit einem Literatur- und Schreibseminar entgegenwirken.

Die Teilnehmer lernen in einem ersten Schritt die wichtigsten Merkmale moderner Gedichte kennen. In einem zweiten Schritt setzen sie diese Kenntnisse in eigenen Texten um.

Voraussetzungen:

Sie schreiben Lyrik und möchten sich mit der Lyrik im Allgemeinen und im Speziellen theoretisch wie praktisch auseinandersetzen. Sie möchten mehr über Ihre Lyrik und über aktuelle Lyrikformen erfahren.

Preise: Seminar inkl. Getränken und Kursunterlagen, exkl. Mittagessen
Nichtmitglieder Fr. 250.–
Mitglieder (Pro Lyrica, GdSL) Fr. 200.–

Zur fakultativen Vorbereitung auf das Seminar eignen sich:

Mario Andreotti:

Die Struktur der modernen Literatur

Neue Formen und Techniken des Schreibens: Erzählprosa und Lyrik
UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014
(Haupt), ISBN 9783825240776; v.a. Kap. 8–11.

Harald Fricke/Rüdiger Zymner (Hrsg.):

Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren

UTB Band 1616, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2007
(Schöningh), ISBN 9783838516165

Anmeldung:

Bis 24.9.2015 per Post oder E-Mail senden an:
Pro Lyrica c/o Rolf Zöllig, Hard 10, CH-8408 Winterthur
sekretariat@prolyrica.ch

Seminar Kunst - Literatur - Musik

Wichtige Kriterien guter literarischer Texte. Alles Technik oder was?

Mario Andreotti

Ausgehend von einem kurzen Überblick über die Geschichte und über die wichtigsten Grundpositionen der Literaturkritik, zeigen wir an zahlreichen Beispielen aus der neueren, vor allem der zeitgenössischen deutschen Literatur zehn ästhetische Kriterien auf, die es uns ermöglichen zu sagen, warum der eine Text gelungen, der andere eher misslungen ist. Dabei thematisieren wir, gerade im Hinblick auf den Formenreichtum der zeitgenössischen Literatur, die zentrale Frage, wo gegebenenfalls die Grenzen zwischen Hoch-, Unterhaltungs- und Trivialliteratur verlaufen. Schließlich gehen wir auf brennende Themen des heutigen Literaturbetriebs ein: verschiedene Verlagsformen, Verlagsvertrag, Nebenrechtsverwertung, Urheberrecht, Verwertungsgesellschaften, Literaturagenturen, Literaturinstitute und Literaturförderung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten zudem ausreichend Gelegenheit, Fragen aus der literarischen Praxis zu stellen bzw. zu diskutieren.

Literaturhinweis für jene, die sich auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt).

20.11.2015 bis 22.11.2015

Beginn: 20.11.2015 – **17.00 Uhr**

Ende ca.: 22.11.2015 – **16.00 Uhr**

Preis: DZ 230,- € / EZ 254,-€ ohne Zimmer 164,- €

Kontakt: **Schwabenakademie Irsee**
Klosterring 4
D-87660 Irsee

Tel. 08341/ 906-661 oder -662

Fax 08341/ 906-669

E-Mail: buero@schwabenakademie.de

Internet: www.schwabenakademie.de

Referent: Prof. Dr. Mario Andreotti, Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und an der Fachhochschule für Angewandte Linguistik in Zürich; Mitglied verschiedener Preisgerichte für Literatur; Sachbuchautor, Eggersriet/Schweiz.



Evelin Habicher: Sacrifice



Evelin Habicher: Dirty



Evelin Habicher: Hold on

Literazzia 1945–1967

Teil 2

Günter Scholdt

Literarhistorische Revision

Um 1960 lebte man noch in einer kurzen ergebnisoffenen Phase, in der eine Ästhetik die andere ablöste. In jener vitalen, interessanten und anregenden Epoche standen sich noch ernstzunehmende Kontrahenten auf dem Literaturmarkt gegenüber. Und wer hier für das Neue aufschlug, musste fraglos noch kämpfen. Was mir damals an mancher künstlerischen Provokation in der Nachfolge der Brecht, Tucholsky oder Kästner gefiel, war der Umstand, dass noch Konservatives und Gutbürgerliches existierte, das Widerstand leistete und sich von daher zu befehden oder zu parodieren lohnte.

Wie verächtlich nimmt sich dagegen die gegenwärtige Abdeckerei an den Bildungs- und Ideenleichen von früher aus, wie peinlich das spöttische Triumphgeschrei über am Schreibtisch besiegte Kolosse, die ohnehin längst am Boden liegen. Eine Generation, deren Vorstellungen von Literatur und Gesellschaft fast in ihrer ganzen Breite in Redaktionen, Verlage und Funkhäuser eingezogen ist, geriert sich, als wären sie Einzelkämpfer gegen eine Phalanx von Unbelehrbaren. Dabei verkünden sie seit Jahrzehnten – mit dem Pathos und dem erborgten Renommee todesmutiger Einzelkämpfer – nur das, was hierzulande alle sagen bzw. sagen dürfen, betreiben gefahrloses Schattenboxen gegen Mumien, denen man längst sämtliche Konservierungsstoffe entzogen hat.

Die gesellschaftliche und kulturelle Tradition wider setzte sich seinerzeit zumindest in Teilen noch der (ästhetischen) Wachablösung, wie sie etwa das „Regietheater“ betrieb. Manche Inszenierung von Handkes „Publikumsbeschimpfung“ geriet allein deshalb zum Flop, weil aufgeweckte Zuschauer mitagierten und nun ihrerseits die (meist überforderten) Schauspieler verspotteten. Auch der durchschnittlichen heutigen Kabarett-Größe täte es übrigens gut, wenn zuweilen ein paar

Witzbolde solchen geistreichelnd-satirischen Oberlehrern zumindest ihre peinlichsten Klischees mit gleicher Münze zurückzahlten. Doch solche Diskussionscourage sucht man im momentanen Publikum vergeblich, wo der lange Marsch durch die Institutionen auf allen Ebenen des Bühnenbetriebs zum Ziel geführt hat. Ein überbordendes Subventionstheater begünstigt eine scheinprogressive Spießigkeit, die nur deshalb keinen öffentlichen Aufschrei entfesselt, weil Andersfühlende aufgegeben und die Theater verlassen haben.

Schocktendenzen einer mal kreativen, mal nur selbstherrlichen Regie, durch die Kleist, Shakespeare oder Hebbel zur unkenntlichen Karikatur entstellt werden, sind natürlich keine Erfindung von heute. Aber es gab sie damals eben nicht allein, nicht als weithin sakrosanktes Inszenierungsmonopol, sondern nur als eine Fraktion im Theaterleben. Man war um 1960 tatsächlich noch überrascht über diesen oder jenen Tabubruch, der heute schlicht zum Ritual gehört und meist anödet, weil z. B. in einer pansexualisierten Umgebung entsprechende voyeuristische Effekte nun wirklich keine emanzipatorischen Ziele mehr vertreten. (Überraschung erregte heute umgekehrt allenfalls ein „Tatort“ ohne Geschlechtsakt.)

Aber abseits von gängiger Provokationsroutine garantiert die gegenwärtige Regisseursallmacht nun gewiss nicht nur künstlerische Gewinne, sondern vielfach bemerkenswerte Verluste allein dadurch, dass dies in zunehmendem Maße zu Lasten längerer Texte geht. Man traut einem offenbar kulturell nur bedingt alphabetisierten Publikum schlicht nicht mehr zu, sich ein Feuerwerk an Wortspielen anzuhören, wie es noch vor 50 Jahren zahlreiche auch nur halbwegs gelungene Boulevard-Komödien in jeder Großstadt präsentierten. Man serviert uns ersatzweise vor allem Zirkus- oder Disko-Effekte, akrobatische Einlagen, Laser-Präsentationen und dergleichen, um die verbliebenen Klassiker-Sprechblasen zu garnieren, wenn nicht gar zu rechtfertigen. Zudem dominiert die Dramaturgie des Films das Geschehen, ein Sprech- und Spielstil mit besonderer und zuweilen einziger Vorliebe für den Exzess, das Outrierte oder Groteske, wozu ihm Extremfall auch einmal

das Gegenteil gehören kann: Theater an der physischen Schmerzgrenze durch Präsentation des ungekürzten „Faust“ durch Peter Stein.

Die große Gleichmacherei

Uniformität beherrscht auch die Themen, insofern mit dem Anspruch von Provokateuren ständig derselbe Mainstream in die Literatur- und Gesellschaftskanäle geleitet wird. Elfriede Jelinek „forever“ veranschaulicht praktisch die Offizialästhetik! Schon ein Botho Strauß galt „Wachsamen“ als so umstritten, dass ihm ein Teil der Kritiker-Orthodoxie fast die geistigen Ehrenbürgerrechte absprach. Ein offensichtlich illiterater „Spiegel“-Redakteur namens Georg Diez witterte selbst in Christian Krachts „Imperium“ abstruserweise Unsittliches, Nationalistisches und Staatsbedrohliches. In einer nicht-neurotisierten Kulturgesellschaft hätte diese schlagende Demonstration handwerklicher Inkompetenz wohl dazu geführt, dass er sich einen Arbeitsplatz jenseits des Feuilletons hätte suchen müssen. Bei uns ernährt es immerhin noch seinen Mann in der Funktion eines publizistischen „Gewissens“ der Nation.

Bedrückungen und Ausgrenzungsversuche gab es natürlich auch in meiner Jugend. Einem Arno Schmidt hat man einen Gotteslästerungs-Prozess angehängt, und nach dem 17. Juni 1953 versuchte man es mit einem Boykott gegen Brecht-Stücke. Doch dergleichen blieb praktisch folgenlos und hat sich in einem weithin „progressiven“ Kulturklima für die Autoren eher renommee- und einkommenssteigernd ausgewirkt. Wer hingegen heute gegen den gängigen Tugendterror verstößt, entfernt sich tatsächlich aus den Zirkeln, welche die Subventionen verteilen, und riskiert in existenzgefährdender Weise Verlags- und Aufführungschancen. Gegenwärtige zivilreligiöse Dogmen sind fraglos viel zwingender als die des „christlichen Abendlands“. Schließlich wird das kulturelle Klima immer noch von denjenigen geprägt, die in ihrer Jugend als frischfröhlich-anarchistische Huren begannen, um als Bet-schwestern der *political correctness* zu enden.

Übrigens kam, was mir erst nach Jahrzehnten so richtig bewusst wurde, vor allem in den 1960ern nicht nur Neues zum Kanon hinzu. Vielmehr wurde ein ganzer Autorentyp vom Literaturmarkt verdrängt: darunter Namen wie Hans Erich Nos-

sack, Hermann Kasack, Gerd Gaiser, Stefan Andres und viele andere, die seinerzeit ganz selbstverständlich noch zum fast verpflichtenden Bildungskosmos gehörten. Die hohen Auflagen von Peter Bamm („Die unsichtbare Flagge“), Joachim Fernau, Werner Bergengruen oder Eugen Roth zeugen gleichfalls von großem zeitgenössischem Leserinteresse. Auch Georg Britting, Wilhelm Lehmann, Siegfried von Vegesack oder Wolfgang Borchert, die damals in aller Munde waren, sind heute fast marginalisiert. Ihr Verschwinden aus der Öffentlichkeit war nicht zuletzt eine **gezielte kulturpolitische Vertreibung** – mit dem guten Gewissen von „Bewältigern“ und dem schlechten Effekt, dass die obsiegende neue Kulturelite nun fast gänzlich unter sich ist, ohne Konterpart, der jeder literarischen Szene gut tut.

Zur weiteren Uniformierung tragen Massenimporte aus Übersee bei. Wenn mir in der Jugend zahlreiche Übersetzungen als frischer Wind fürs literarische Leben erschienen, sehe ich unsere Buchszene mittlerweile eher als Opfer der Globalisierung, wenn nicht einer **kulturellen Kolonialisierung**, deren Identifizierung mit dem Begriff „Weltliteratur“ einem Euphemismus gleichkommt. Nach 1945 erreichte uns aus dem Ausland lange Zurückgehaltenes in bemerkenswerter Qualitätsauslese und hat zweifellos originelle Sehweisen und Schreibstile vermittelt, an denen sich hiesige Schriftsteller zu ihrem Nutzen schulen und messen konnten. Inzwischen scheint mir jedoch vieles eher zur Niveauverflachung beizutragen aufgrund einer Bestseller-Kultur, die auf weltweite Vermarktung spekuliert und globale Dutzendware à la Dan Brown fördert. Nicht das, was die Eigenart jeden Landes am Authentischsten zum Ausdruck bringt, erringt in der Regel Prominenten- oder Vorbildstatus, sondern das thematisch und formal Trendige, das international Kompatibelste.

Wer also als deutscher Schriftsteller Erfolg haben will, muss sich zur Decke strecken und an internationale Standards, Überzeugungen und Themen anpassen, mit denen man zu ungleichen Bedingungen konkurriert. Denn der Austausch geistiger Güter hat mit wechselseitiger Neugier für einander wenig zu tun und mündet meist in eine Einbahnstraße, die mit dem Begriff kulturelle

McDonaldisierung adäquat gekennzeichnet ist. Zwar gibt es fraglos auch heute noch gute, in ihrem Kunststreben charaktervolle Autoren, die sich einem global gesteuerten Massengeschmack entziehen. Doch beschränkt man sie vielfach auf eine Schattenexistenz in Nischenverlagen, von der wenig nach außen dringt. Charakteristischer und für den Umsatz relevanter ist eine profillos überfremdete Einheitskultur, getragen von dem, was (angeblich) überall gefällt.

Allein Amerika exportiert das Zwanzigfache an Unterhaltungsindustrialprodukten nach Europa als umgekehrt, so dass der Anteil z.B. von US-Filmen in Europa auf 80 Prozent hat steigen können. Hätte man im Bereich des Fernsehens, in dem ja auch Buchlizenzen anfallen, nicht administrativ eingegriffen, wären es in manchen Sparten mehr als 85 Prozent nichtdeutsche Produkte geworden. Hiesige Manuskripte hingegen gelten im Ausland als weitgehend unverkäuflich, sofern sie dort nicht spezifische Bestätigungsliteratur offerieren bzw. (Vor-)Urteile bedienen. Spektakuläre Ausnahmen wie Patrick Süskind („Das Parfüm“), Sten Nadolny („Die Entdeckung der Langsamkeit“), Bernhard Schlink („Der Vorleser“) oder Daniel Kehlmann („Die Vermessung der Welt“) bestätigen die Regel, wobei sie hohe Erzählqualitäten mit entsprechenden globalen Zeitgeist-Lizenzen verbinden. 10.000 ins Deutsche übersetzten Büchern aus dem angelsächsischen Bereich standen um die Jahrtausendwende im Schnitt gerade mal 100 deutsche Titel gegenüber, die ins Englische übertragen wurden. Bei der Belletristik ist fast jede zweite Neuerscheinung eine Übersetzung, darunter circa drei Viertel aus dem angloamerikanischen Raum.

Ein Königreich für objektive Kriterien!

Bin ich jetzt eigentlich schon beim Thema? Oder halte ich's mit Diderot, in dessen „Jacques le fataliste“ ständige Abschweifungen die eigentliche Essenz des Romans ausmachen? Zwar kamen ja en passant zumindest manche meiner Favoriten bereits zur Sprache. Doch zugegebenermaßen verrät meine schleppende Annäherung an das Problem, dass es mir offenbar leichter fällt, eine Szenerie zu beschreiben als eine schnelle Auswahl weniger Bücher zu treffen, in der Überzeugung, dass sie ganz zweifelsfrei eine Zeit repräsentieren, illustrieren bzw. zum Leuchten

bringen. Ein wenig fehlt mir die Selbstsicherheit eines ZEIT-Feuilletonisten wie Raddatz oder eines Reich-Ranicki, die wenig Skrupel hatten, Bestenlisten zu erstellen und an Kanonisierungen mitzuwirken.

Denn je mehr man sich mit Urteilen beschäftigt, umso mehr zerrinnen einem die Wertmaßstäbe unter der Hand. Zu oft habe ich die Relativität von Kriterien erfahren, z. B. ihre Abhängigkeit vom Fetischwort „modern“. Ich weiß inzwischen allzu gut, dass es *das* Buch, *das* Thema, *den* Stil oder Geschmack nicht gibt, sondern dass stets fremde oder eigene Interessen solche Auswahl beeinflussen. Politische und gesellschaftliche Überzeugungen wandeln sich im Lauf des Lebens, und wo die frühere Zustimmung auf bloßer Übereinstimmung der Ansichten beruhte, hat dies drastische Auswirkungen für die Bewertung. Mancher Gereifte spürt, wie oft ein seinerzeit bewunderter Geistesblitz nicht der Sachklärung, sondern allenfalls dem Autor half. Auch durchschaut man inzwischen das bewusst auf den Leser Schielende vieler „Jahrhundertwerke“, deren scheinbare Größe vor allem darin bestand, dass sie dem Mainstream folgten.

Und klar ist zudem: Der Erfolg vieler Bücher beruht darauf, Bedürfnisse spezifischer Alters-, Gesellschafts- und Interessengruppen zu befriedigen und auf ganz bestimmte temporäre Herausforderungen zu antworten. Schon wenige Jahrzehnte danach verliert sich daher häufig diese Attraktivität, und man realisiert, wie wenig die meisten Texte von den Bedingungen ihrer Zeit zu abstrahieren vermögen. Das taugt allerdings auch wiederum nicht zu schweren Vorwürfen. Denn vielleicht ist das Überzeitliche an der Dichtung ja nur *eine* Option der Literatur und ohnehin nur durch besondere Umstände zu erreichen.

Dennoch bleiben bei solcher Musterung als „Suche nach einer verlorenen Zeit“ vielfach Enttäuschungen nicht aus. Werke, die dem eigenen Gedächtnis fast schon zum Mythos geworden sind, gewinnen selten, wenn man ihnen im Alltagskleid der Retrospektive erneut begegnet. So befällt mich zuweilen Scheu, es mit solcher Dekonstruktion zu weit zu treiben, und ich habe etwa die Wiederlektüre von Françoise Sagan's „Bonjour tristesse“ bislang noch auf-

geschoben. Dasselbe gilt für Gides „Falschmünzer“, die mir einst offenbar so wichtig waren, dass ich sie umfänglich aufs eigene Leben bezogen glossierte.

Und das ginge mir gewiss bei so manchen früher Hochgeschätzten ähnlich: fraglos bei Dürrenmatt, dessen „Theaterprobleme“ und frühe Stücke ich teils heute noch mag, während mich seine Spätdramen ihres gebetsmühlenhaft klappernden dramaturgischen Schematismus wegen nur mehr langweilen. Auch fremdle ich inzwischen bei einer weiteren frühen Liebe wie Frischs „Homo faber“, der zweifellos Starkes mit Schwachem mischt, darunter Plakatives und Speklatives als ideale Voraussetzung zur Schullektüre. Gleiches gilt für „Andorra“, „Romulus der Große“ oder Anderschs „Sansibar“.

Zur Sache!

Und wo sind sie nun: die ganz großen, bleiben den Werken zwischen 1945 und 1967? Die nahezu unsterblichen Gedichte oder Dramen, die wirklich repräsentativen (unverzerrten) Gesellschaft-Sagas, Epochen-Allegorien, Texte, die man selbst bei einem aufs Nötigste reduzierten Marschgepäck für die vielzitierte einsame Insel einpackte? Oder zumindest einmal wieder gerne läse?

Einen Band vornehmlich der Alterslyrik von Gottfried Benn würde ich jederzeit bei der Verbannung auf die imaginäre Robinson-Insel ins Auge fassen. Die Naturlyrik jener Tage steht auf selten erreichtem Niveau; Brittings (Tier-)Gedichte etwa faszinieren mich noch heute. Dürrenmatts „Der Besuch der alten Dame“ ist wegen seiner überzeitlichen Behandlung der Ausgrenzung vermutlich ein Klassiker der Weltliteratur. Zwei Akte von „Des Teufels General“ mit der grandiosen Feier des Rhein-Menschen kämen ebenso in die engere Wahl, desgleichen Kasacks „Stadt hinter dem Strom“ in ihrer phantastisch-absurden Symbolik, vermindert um die Schlusspassagen, in denen sich der Autor mit wenig Geschick zum Großmystiker à la „Faust II“ aufschwingen wollte. Auch schätze ich Arno Schmidts „Schwarze Spiegel“ sehr.

Für bedeutende Textzeugnisse der Zeit halte ich darüber hinaus Ernst Jüngers „Waldgang“, „Strahlungen“ und nicht zuletzt seinen Science-

Fiction-Roman „Gläserne Bienen“ (1957), den ich als Abiturient geradezu atemlos verschlungen habe. Zumindest temporäre Bedeutung besitzen Nossacks „Untergang“ oder Ernst von Salomons „Fragebogen“. Die nüchterne Bilanzierung in Otto Flakes „Old man“ imponiert, desgleichen Felix Hartlaubs posthum erschienene Satire „Im Sperrkreis“, die eine Zeitlang selbst von Koryphäen der Kritik als Tagebuch missverstanden wurde. Gerd Gaisers „Gib acht in Domokosch“ möchte ich gern nochmals lesen. Die Bedeutung von „Biedermann und die Brandstifter“ wird mir täglich durch Anschauung bewusster. Enzensberger ist mir interessant geblieben, falls er nicht gerade (mit halbernter politischer Ausrichtung) empfahl, Fahrpläne und Kursbücher statt Poesie zu lesen.

Darüber hinaus interessiere ich mich für all das, was durchs Sieb des durchschnittlichen bundesrepublikanischen Literaturhistorikers gefallen ist und sein Kanon einstweilen ausgespien hat, weil es sich den Bedingungen der gängigen (Wieder-)Erziehungs-Belletristik entzieht. Nur ein Beispiel: Gerhard Nebels Tagebücher von 1948 bis 1950, „Bei den nördlichen Hesperiden“, „Auf ausonischer Erde“ sowie „Unter Partisanen und Kreuzfahrern“. Das wirft zwar hierzulande keine literaturpolitische oder -moralische Rendite ab, lässt mich aber wenigstens bei der Lektüre nicht einschlafen, weil ich alle pseudoemanzipatorischen Urteile, volkspädagogischen Charakterisierungen und moralistischen Handlungsstilisierungen im Prinzip schon im Voraus kenne.

Andererseits ist Etliches in dieser allein aus einem Defizitgefühl oder einer Kontraposition zur Zeit erwachsenen Liste vermutlich auch nur als Komplement von Wert. Es mag daher unerwähnt bleiben: Teil eines gänzlich privaten Lektüreservats, gespeist vom Bewusstsein, dass es letztlich keine (Literatur-)Geschichte gibt, sondern nur Geschichten.



Skulli Björnssons Hörspieltipp

Lyriksommer

„Ich bin niemand. Wer bist Du?“

Deutschlandradio Kultur Sonntag, den 09. August, um 00:05 Uhr

Zur ersten vollständigen, zweisprachigen Ausgabe der Gedichte von Emily Dickinson

Mit Gunhild Kübler und Heinz Ickstadt

Moderation: Dorothea Westphal

Gut 150 Jahre sind ihre Gedichte alt – und gelten auch heute noch als kühn, modern und rätselhaft. Deshalb senden wir die Langfassung des Gesprächs mit Gedichtbeispielen.

Dafür sorgen der knappe, präzise und äußerst unkonventionelle Umgang mit der Sprache, die überraschenden Gedanken, die darin aufblitzen sowie die Vielfalt der Themen. Emily Dickinson, 1830 geboren und mit 56 Jahren in Massachussets gestorben, hatte zu Lebzeiten auf die Veröffentlichung ihrer Gedichte und damit auf möglichen Ruhm verzichtet. Nur zehn wurden anonym und ohne ihre Zustimmung in Zeitungen abgedruckt. Dickinson schrieb ihre Gedichte in Notizbücher, die sie in einer Kiste aufbewahrte. Sie gilt längst als eine der berühmtesten amerikanischen Dichterinnen – und ist für viele doch immer noch ein Geheimtipp geblieben. Die erste vollständige, zweisprachige Ausgabe ihrer Gedichte könnte das ändern. Die Übersetzungen geben neue Einblicke in ein Werk, das immer noch viele Überraschungen birgt.



Evelin Habicher: Waiting

Evelin Habicher, Künstlername Eva Luna, Jahrgang 1957. Lebt und arbeitet in Tirol als Dipl. Gesundheits- und Krankenschwester und als Referentin für Komplementäre Pflege. Fotografischer Schwerpunkt: Low key, Available light. Die Fotografie begleitet sie nun seit 43 Jahren, ihre Schwerpunkte haben sich jedoch im Laufe dieser Zeit verändert. Vor 13 Jahren begann sie mit Aktfotografie bzw. Erotischer Fotografie. Seit etwa fünf Jahren fotografiert sie hauptsächlich den „Menschen von Neben“, nackt und ungeschminkt, um zu zeigen, dass wir alle auf irgendeine Art und Weise schön sind. Idealmaße und Alter sind irrelevant, ihre Modelle sind zwischen 35 und 75 Jahre alt, haben oft Narben, körperliche Einschränkungen oder andere Handicaps, doch ihre Lebensgeschichten sind berührend und einzigartig. Sie zeigte ihnen durch ihre Fotos ihre individuelle Schönheit und sie verlassen ihr Atelier mit neuem und gestärktem Selbstbewusstsein. www.evalunaeva.tumblr.com

Handschlag

Peter Paul Wiplinger

handschlag pulsschlag herzsschlag geirnschlag mit der flachen hand einen kräftigen handschlag auf die wange auf die wange des kleinen mädchens erziehung muß sein sagt der papa erziehung muß sein wo kämen wir denn sonst hin und er gibt auch dem älteren buben noch einen handschlag einen kräftigen handschlag auf den popo der bub weint und der vater lacht und die mama schaut zu und schweigt sei nicht so wehleidig sagt er sei nicht so wehleidig ein indianer kennt keinen schmerz einen handschlag gibt mir die erzieherin dieses naziweib wie ich sie später nennen werde und jetzt nenne weil ich nun erwachsen und alt bin aber mich immer öfter und deutlicher einnere an meine kindheit an meine kindheit in der nazizeit im krieg und auch der strammen lehrerin ist da manchmal die hand ausgerutscht ansonsten hat sie ja mit dem rohrstock zugeschlagen da sind mir meine hände ja zu schade für dich hat sie gesagt und anstatt mir einen schlag mit der flachen hand zu geben hat sie den rohrstock benützt ich mußte mit ausgestrecktem arm und mit offener hand dastehen und dann hat sie zugeschlagen mit dem haselnußstock daß ich auweh geschrien habe gleich noch einen zweiten schlag mit dem rohrstock hinnehmen mußte eben für dieses auweh denn man hatte ja gesagt bekommen daß man die zähne zusammenbeißen müsse wenn man mit dem rohrstock mit dem staberl wie man ihn nannte eine auf die hand bekommt daß man da die zähne zusammenbeißen müsse hatte die lehrerin und hatte auch der manchmal watschen austeilende herr pfarrer gesagt vom hj-führer gar nicht zu reden man müsse die zähne zusammenbeißen im leben und das schlagen und der schmerz und die austreibung der wehleidigkeit sei eine gute vorbereitung auf den kommenden schmerz im leben auf die prüfungen wie sie das nannten die lebensprüfungen die prüfungen die das leben für jeden bereit hat und die unausweichlich kommen würden und da dürfe man kein weichling sein als bub als junge als bursch als mann schon gar nicht flennen sei höchstens was für die weiber und deshalb würde das weibervolk im grund ja auch irgendwie verachtet naja zumindest als nicht gleichwertig angesehen mit der flachen hand eine auf die wange das sehe ich siebzig jahre später wie so ein vater wie so ein gewalttäter dem kleinen mädchen auf der straße wegen irgendetwas eine gibt ihr einen handschlag ins gesicht gibt einen schnellen kurzen der nur streift wie er bagatellisierend sagt und der so sowieso nicht weh tut jedenfalls nicht so weh wie ein wirklich gezielter handschlag das tun würde wie ein solcher handschlag wie er ihn als bub bekommen hat wehgetan hat aber er sei eben dadurch hart geworden habe die zähne zusammengebissen und sei sozusagen unter dem schmerz durchgetaucht das müsse man lernen im leben sagt dieser gewalttäter und idiot und die mama schweigt die mama schweigt so wie immer und denkt woanders ist es ja viel schlimmer das hat sie in der zeitung gelesen da hat man einen kleinen buben zu tode geprügelt und dem seine mama hat auch nichts gesagt weil sie nichts bemerkt hat nichts bemerkt haben will wie sie dann zum richter sagt weil irgendwie müsse man ja das kind irgendwie müsse man ja die kinder erziehen und jedem vater und jeder mutter und so manchem erzieher sei doch schon die hand ausgerutscht man habe schließlich auch nur nerven und die kinder seien manchmal unerträglich wozu macht man sie denn dann denke ich mir und ich sehe wie der kräftige vater nochmals mit dem arm ausholt und jetzt auf den buben losgeht und der bub sich schützend die beiden arme über den kopf hält und den vater bittet daß er ihn nicht schlägt aber der vater lacht nur und die mama schweigt und die passanten gehen vorbei drehen sich nicht einmal um alles ist ja ganz normal und da bin ich schon bei diesem vater und stelle ihn zur rede sind sie verrückt schreie ich ihn an sind sie verrückt ein kind schlägt man nicht schon gar kein kleines kind nein überhaupt schlägt man ein kind nicht nein keinen menschen schlägt man und plötzlich gibt es ein gerangel mit dem vater und einen auflauf rund um uns und jemand schreit nach der polizei

schreit nach der polizei weil ich mich völlig ungerechtfertigt in seine erziehungsarbeit wie der vater dann sagt eingemischt habe und jemand von den umstehenden sagt was mischen sie sich denn da ein das geht sie doch überhaupt nichts an so ein kleiner handschlag so ein vorbeizischender handschlag der die wange ja gar nicht wirklich trifft so ein lächerlicher handschlag in das gesicht auf den popo was regen sie sich denn auf schreit mich eine ältere frau an und meint wir haben alle unsere watschen bekommen und sie haben uns nicht geschadet wir sind mit den watschen großgeworden und überhaupt haben sie kinder meint jemand und schaut mich giftig an und ich sage nein ich habe keine kinder na sehn sie dann verstehen sie auch nichts von erziehung und schließlich löst sich die ganze versammlung auf nein nicht in wohlgefallen der vater schreit mir noch nach du arschloch und die mama steht daneben und schweigt wie immer und die beiden kinder weinen und alles ist doch ganz normal ist so als wäre nichts geschehen es war nur ein handschlag ins gesicht auf den popo sonst nichts

Peter Paul Wiplinger, Schriftsteller und künstlerischer Fotograf, geboren 1939 in Haslach im Mühlviertel, Oberösterreich. Er lebt seit 1960 in Wien, studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie als Werkstudent und war mehrere Jahre hindurch als Galerist tätig. Reisen in viele Länder und Städte Europas, der Türkei, Israels und in die USA und Aufenthalte dort beeinflussten sein literarisches und fotografisches Werk. Wiplingers Lyrik und kulturpublizistische Schriften sind geprägt von seiner zeit- und gesellschaftskritischen Haltung und von einer tief in ihm verwurzelten Humanität. Bisher fünfundvierzig Buchpublikationen, u.a. die Gedichtbände „Lebenszeichen“ (1992), „Unterwegs“ (1997), „Schnittpunkte“ (1999), „Splitter“ (2000), „Spuren“ (2001), „Niemandland“ (2002) sowie die Fotogedichtbände „Abschiede“ (1981), „Farbenlehre“ (1987), „Bildersprache“ (1988), die Erzählbände „Lebensbilder - Geschichten aus der Erinnerung“ (2003) und „Lebenswege - Geschichten aus der Erinnerung“ (2011), der Prosaband „ausgestoßen“ (2006), „Steine im Licht“, Gedichte und Prosa aus Rom (2007), „Schriftstellerbegegnungen 1960-2010“, „Sprachzeichen“, Essays und Prosa (2011), „Schattenzeit“, Gedichte 2000-2010 (2013) und zuletzt „Positionen 1960-2012“, Dokumentation (2014).

Seine Gedichte wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und publiziert. Wiplinger gehörte als engagiertes Mitglied von 1980-2010 dem Internationalen und dem Österreichischen P.E.N.-Club an und ist seit vielen Jahren Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren (Berufsverband österreichischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen). Er erhielt zahlreiche Stipendien und Preise, u.a. den Förderungspreis des Wiener Kunstfonds für Literatur (1970), dreimal den Theodor-Körner-Förderungspreis (1976, 1983, 1992), den Anerkennungspreis (1986) sowie den Förderungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur (1987), den Luitpold-Stern-Preis des ÖGB (1997), die Buchprämie des Bundeskanzleramtes (1999) sowie den Franz Theodor Csokor-Preis des Österreichischen PEN (2014). Der Berufstitel „Professor“ wurde ihm 1991 verliehen. Im Jahr 2003 wurde er mit dem „Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst erster Klasse“ ausgezeichnet. 2005 wurde ihm die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich und 2014 das Goldene Ehrenzeichen des Landes Niederösterreich verliehen.

„Ein intensiver Austausch über unser Seelenleben“

Hans-Jürgen Buch, Grafiker und Autor im Gespräch mit der eXperimenta über den Gedichtband „in mir“

eXperimenta: Lieber Hans-Jürgen, gemeinsam mit deinen beiden Kindern, Justus und Noemi Josephine hast du einen Gedichtband geschrieben, gab es dazu einen bestimmten Anlass?

Hans-Jürgen Buch: Eigentlich nicht. Ich hatte ca. 1989 anlässlich einer gravierenden Lebensumstellung angefangen, Gedichte zu schreiben. Nur für mich, auf irgendwelchen Blättern, habe ich das, was mir einfiel, aufgeschrieben. Viel später, so gegen 2003, spielte ich mit dem Gedanken, aus diesen Gedichten einen Band zu machen und begann, die handschriftlichen Gedichte zu digitalisieren. Zu dieser Zeit erfuhr ich von meiner damals in München lebenden Tochter Noemi anlässlich eines Besuches, dass sie und ihr Bruder Justus auch Gedichte schreiben. Es gab

aber keinen Gedanken, zusammen die Gedichte zu veröffentlichen. So um 2008, anlässlich eines Besuches bei Noemi, ließ ich mir ihre Gedichte zeigen, war begeistert und setzte mich anschließend mit Justus in Verbindung, um auch seine Gedichte zu lesen und zu sammeln, beziehungsweise zu digitalisieren.

Dann schenkte mir mein Freund Dieter ein Wochenende Creative Writing im Kloster Himmerod, wo ich auf dich, Rüdiger Heins, traf und zum ersten Mal Gedichte von mir in der Seminarrunde vorlas. Das gab mir Mut, und so brachte ich meine Gedichte in eine Buchform. Während dieser Arbeit kam mir dann der Gedanke, meine beiden dichtenden Kinder zu fragen, ob sie ihre Gedichte mit veröffentlichen wollen. Und so ist dann dieser kleine Gedichtband entstanden.

eXperimenta: Wie muss man sich das vorstellen, habt ihr die einzelnen Themen für die Gedichte abgesprochen oder hat sich das ergeben?

Hans-Jürgen Buch: Es gab keine Absprachen, was die Themen anbelangt. Doch man erkennt, dass egal in welchem Lebensalter man sich befindet, die inneren und äußeren Auseinandersetzungen, wenn man sie mit sich führt, sich doch ähneln. Vielleicht ist das auch darauf zurückzuführen, dass ich mit meinen Kindern schon immer einen sehr innigen Austausch über unser Seelenleben geführt habe und führe.

eXperimenta: Wie lange habt ihr kollektiv in dieser Form gedichtet?

Hans-Jürgen Buch: Wie schon oben erwähnt, gab es keine kollektive Form des Dichtens. Ich war eher überrascht, als ich erfuhr, dass die beiden Gedichte schrieben und begeistert, als ich die gelesen habe. Also einigten wir uns beim Entstehen des Buches darauf, die Gedichte nach der Reihenfolge ihres Entstehens zu gliedern.

eXperimenta: War die Arbeit an diesem Buch auch ein schmerzhafter Prozess?

Hans-Jürgen Buch: Für mich war es zum Teil schon ein schmerzhafter Rückblick auf die Jahre seit 1989, was an den Gedichten teilweise zu erkennen ist. Damals brach für mich „die Welt“ zusammen und durch die Trennung von der Familie auch „die Welt“ meiner Kinder. Zu diesem Zeitpunkt war ich gerade in meiner Ausbildung zum Körperpsychotherapeuten, was mir half, diese schwierige Zeit zu überstehen und in den Gesprächen mit meinen Kindern eine neue Art der Kommunikation zwischen uns trotz oder wegen der Trennung zu entwickeln, die wir bis heute pflegen, sobald wir uns sehen.

eXperimenta: Die Gedichte im Buch wirken authentisch und ungeschminkt. Wie lebt es sich damit, sein Innerstes in einem Buch zu veröffentlichen?

Hans-Jürgen Buch: Die Gedichte sind ungeschminkt und wurden auch nicht „korrigiert“. Wir haben sie so belassen, wie jeder von uns sie aufgeschrieben hatte. Darin waren wir uns sofort einig, da sie intuitiv entstanden waren. Wir sind keine Lyriker, sondern „Verarbeiter“ unserer inneren Welten, die durch äußere Einflüsse doch sehr ins Wanken geraten waren und manchmal auch heute noch sind. Für uns drei lebt es sich gut, die Gedichte veröffentlicht zu haben. Noemi meinte, dass es doch einen gewaltigen Unterschied macht, ob die Gedichte in einer Schublade oder im PC liegen oder ob wir sie in gedruckter Form selbst noch einmal lesen können. Wobei es nicht auf die Veröffentlichung als solche ankommt. Allein, dass die Gedichte eine Form bekommen haben, ist schon eine weitere Verarbeitung des Erlebten. Es entsteht neben der schmerzhaften Seite auch ein positiver Blick auf die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten mit Lebenseinbrüchen umzugehen, in gewisser Weise eine Stärke, ein Lernen zum Leben hin.

eXperimenta: In eurem Gedichtband habt ihr euch der lyrischen Form des Zeilenbruchs bedient. Warum diese Technik und keine andere?

Hans-Jürgen Buch: Einfach gesagt: Wir kannten keine anderen Techniken und sie hätten für uns gleichzeitig eine innere Zensur bedeutet. Unsere Authentizität wäre dabei verlorengegangen.

eXperimenta: Gibt es bereits Pläne für ein neues Buch?

Hans-Jürgen Buch: Was mich anbetrifft, so beschäftige ich mich schon eine Zeitlang mit Ideen für ein neues Buch. Noemi und Justus müsste ich erst fragen. Da Noemi mit ihrer Diplomarbeit beschäftigt ist und Justus gerade in Berlin einen neuen Job begonnen hat, gehe ich davon aus, dass beide zur Zeit keine Buchideen haben.

eXperimenta: Was würdest du einem Autor oder einer Autorin raten, um mehr Aufmerksamkeit in den Medien zu bekommen?

Hans-Jürgen Buch: Das ist schwierig zu beantworten. Marketing in Sachen Literatur heißt einfach „viel Arbeit“, die den Literaten, wie jeden Künstler, vom eigentlichen Schreiben abhält. Klar gibt es die Legenden vom erfolgreichen Selbstverleger, der über das WEB oder BLOGs bekannt geworden ist. Doch das ist selten. Ich glaube, dass der Weg über Literaturagenten und / oder selbst gestaltete Anzeigen im WEB und Literaturzeitschriften führt. Die Literaturagenten sind vertraut mit den derzeitigen Möglichkeiten des Literaturmarketing, den Verlagen und sie sind meistens auch „Entdecker“. Daneben kann man sich auch an örtliche Literatur-Cafés und Buchhandlungen zwecks Vorleseabend wenden oder im erweiterten Bekanntenkreis Vorleseabende organisieren. Diese „Selbstarbeit“ kann sehr interessant sein und sorgt für einen direkten Zugang zum Publikum. Auch gut gemachte Flyer/Folder, die in der eigenen Stadt in Kneipen und Buchhandlungen ausgelegt werden, können unterstützend sein.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview für die **eXperimenta** führte Rüdiger Heins.



in mir
gedichte über die jahre

Von Noemi Josephine,
Justus Simon und
Hans-Jürgen Buch

Debras Verlag,
Konstanz, 2013

ISBN 978-3-973150-14-7;

168 Seiten, Hardcover,
16,70 €.

Grete, Mai-Maid, Made in May

M.E. Stroughton

Es säumt Gold-gelb

Der Löwenzahn

Den Weg

Das Maikraut schießt

In tausend Perlen hoch

Der Ginster flammt

Und möchte uns betören

Doch tief und unten noch

Ruht weiß ein Stern

Und leucht' mit runden Zacken

Und steigt er in der Wiese auf

Zur Sonne

Ist's doch der Stern des Herzens

Margerite

Mutter

Du mit Namen

Maurice Evelyn Stroughton, demnächst erscheint von ihm „Hochzeit am Mittelmeer – Drei Novellen“. www.vantagepointworld-verlag.com

Warum nicht mit Schreiben Geld verdienen

Handbuch für Autoren aus dem Uschtrin Verlag bietet Antworten auf viele wichtige Fragen

Edgar Helmut Neumann

Siebenhundert Seiten Information und Hilfestellung sowohl für etablierte Autoren als auch für Frauen und Männer, die das Schreiben nicht mehr nur als Hobby betrachten wollen. Das bietet die achte Auflage des Handbuchs für Autorinnen und Autoren aus dem Uschtrin Verlag. Ein Arbeitsbuch, das man immer wieder einmal zur Hand nehmen wird, je nachdem mit welchem Problem oder mit welcher Frage man sich gerade herumschlägt.

Die ersten achtzig Seiten sind dem Themenkreis Selfpublishing und Marketing geschuldet. Die beiden Herausgeber Sandra Uschtrin und Heribert Hinrichs reiten aber nicht auf dem Mainstream, sondern lassen in allen Kapiteln facettenreich aufscheinen, was vermeiden hilft, unentschuld bare Fehler zu machen. Und nicht nur zum Thema Selfpublishing werden Für und Wider aufgezeigt. Selfpublisher wie Verlagsautoren werden auf Rechtsfragen hingewiesen, erfahren auch etwas über versicherungsrechtliche Angelegenheiten. Fragen zur Künstlersozialkasse beispielsweise. In allen Bereichen geht es darum, mehr Professionalität zu erreichen.

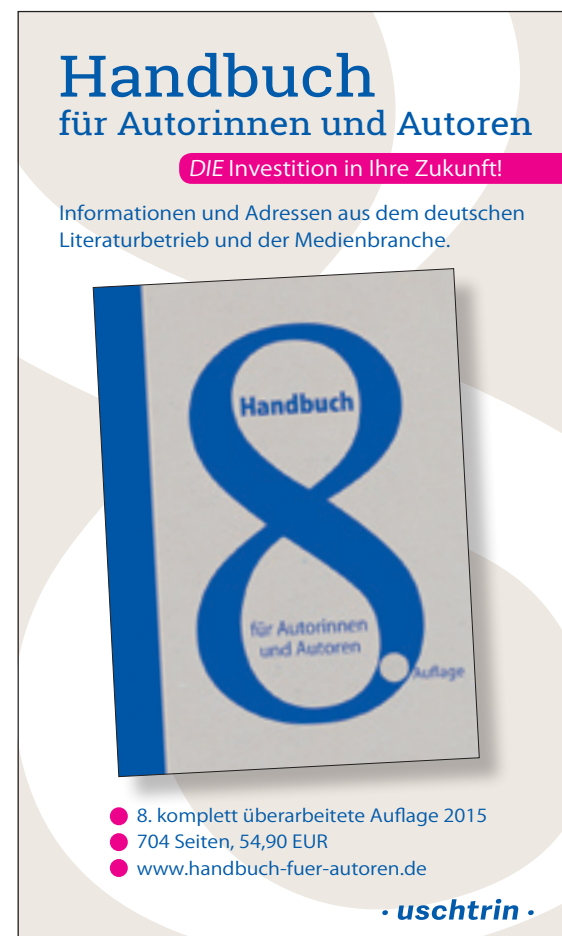
Deshalb zeichnet diese Ausgabe des Handbuchs besonders aus, das sehr ausführlich über den Normvertrag informiert wird, mit dem Autoren sich an einen Verlag binden. Auf dem Weg dahin können Literaturagenturen hilfreich sein. So findet man viele Adressen, wird aber auch darauf hingewiesen, welche Erwartungen realistisch sind.

So kann sehr hilfreich sein, was auf mehr als fünfzig Seiten an Informationen über Aus- und Fortbildung nachzulesen ist. Neben Schreibgruppen und Literaturzeitschriften werden Literaturhäuser, Literaturportale und Autorendatenbanken, auch Berufsverbände und unterstützende Behörden aufgeführt.

Wen das interessiert, der kann sich zu den Komplexen „Heftroman schreiben“, „Schreiben fürs Theater“, „Hörspiel“ und „Drehbuch“ informieren. Wer auf der Suche nach einem Verlag ist, erhält Ratschläge für Anschreiben, Vita und Exposé. Die Notwendigkeit, Normseiten zu schreiben, wird eingehend erläutert.

Die Möglichkeiten, mit literarischen Dienstleistungen wie Biografie schreiben oder als Ghostwriter oder Redenschreiber Geld zu verdienen oder Schreibkurse anzubieten, werden aufgezeigt. Von kommerziellen Ergebnissen sollte man sich aber nicht entmutigen lassen, steht im Vorwort zu lesen.

Warum sich die Ausgaben für ein professionelles Lektorat lohnen, wird ebenso erklärt, wie die Notwendigkeit einer professionell gestalteten Webpräsenz und das Mitwirken in sozialen Netzwerken. Kurzum: Wahrscheinlich findet – wie bei allen früheren Ausgaben seit den achtziger



Jahren – jeder, der zu diesem Handbuch greift, für seine Problemstellung, die ihn dazu veranlasst, einen Lösungsvorschlag. Also nicht allein Hardcover und Fadenbindung, die für lange Haltbarkeit sorgen, sondern auch der Inhalt des Nachschlagewerkes versprechen eine längere Nutzbarkeit. Mindestens bis zur neunten Auflage.

Handbuch für Autorinnen und Autoren

8. Auflage 2015

Uschtrin Verlag; Inning am Ammersee

ISBN 978-3—932522-161

54,90 €

Richtig kalt wird es erst, wenn die Mäuse schreien

Katja Kettu Wildauge

Rezension von Gabi Kremeskötter

Im letzten Jahr war Finnland Partnerland der Frankfurter Buchmesse. Aus diesem Anlass wurden viele Buchtipps veröffentlicht. Ich stieß so auf die finnische Autorin Katja Kettu und ihren neuen Roman Wildauge.

Seitdem lag das Buch lockend auf meinem Wohnzimmertisch, die nötige Muße fand ich erst jetzt, ein Dreivierteljahr später.

Der Bann, den der Roman mit der ersten gelesenen Seite auf mich ausübte, war umso intensiver: Zwei Tage lang versank mein normaler Alltag im Nebensächlichen, wie gut, dass ich ein freies Wochenende vor mir hatte! Unmittelbar zog Katja Kettu mich in die Geschichte einer Hebamme hinein. Nahm mich mit in den Sommer und Herbst des Jahres 1944.

Wildauge, auch Scheelauge genannt, ist die uneheliche Tochter des Schusters Pietari, die Mutter stirbt bei ihrer Geburt. Im Alter von neun Jahren verliert sie auch ihren Vater und wächst fortan bei Verwandten der Mutter auf. Das karge Lappland bildet die Heimat für naturnahe Menschen, Reichtum und umfangreiche Schulbildung gibt es nicht. Schon gar nicht für Scheelauge. Jedoch hat sie gut ausgebildete Instinkte, die auch Aune Näkkälä nicht verborgen bleiben. So gibt die Hebamme der Gegend ihr Wissen an die junge Frau mit Naturbegabung weiter. Nichts Körperliches oder Menschliches bleibt ihr fortan fremd. Eindringlich wird der Leser mit in diese Zeit genommen, in der die Winter lang sind, das Eismeer in immer neuen Schattierungen die kurzen Tage beherrscht, die Menschen auf Weniges reduziert werden. Leben und Überleben, in diesen Kriegstagen erst recht. Scheelauge, als Wehmutter Herrin über Leben und Tod. Mittlerweile 36 Jahre alt, ledig, kinderlos.

Da begegnet ihr Johannes Angelhurst, ein deutscher SS-Offizier, Verbündeter Finnlands im Krieg gegen die Russen. Fotograf, zur Dokumentation verpflichtet, edel stolz und mit guten Manieren. Ganz anders als die zum Teil grobschlächtigen, wettergegerbten Einheimischen. Ein Blick und sie ist ihm rettungslos in Liebe verfallen. Schicksalhaft verwebt Wildauge, wie nur Johannes sie nennt, fortan ihr Leben, zieht ihm nach in ein Gefangenenerlager auf russischem Boden. Will ihrer

Liebe nahe sein, ihn für sich erobern. Gibt sich Tagträumen hin und malt sich ihrer beider Zukunft in rosigen Farben aus. Naiv mutet das an, fast scheint diese Träumerei Gegenpol zur Realität, brutale Kriegserlebnisse damit erträglicher werden zu lassen.

Mit Fortschreiten des Sommers werden immer mehr Verwicklungen präsent. Geschickt platziert Katja Kettu Zeitzeugnisse eines ominösen Spions: Brandgesicht, Redhead, der Tote Mann, was haben die miteinander zu tun? Nach und nach kann der Leser die Zusammenhänge der einzelnen Familien und Clans entschlüsseln, manche Wege kreuzten sich vor vielen Jahren, doch erst am Ende findet auch das letzte Rätsel seine Auflösung.

Die Kriegsgeschehnisse bilden den Rahmen, in dem das Menschsein der Beteiligten, die zu Unmenschlichem in der Lage sind, im Vordergrund steht. Johannes, einer der Schlächter des Massakers von Babi Jar 1941 in Kiew, versteckt sich hinter „Schwimmbadbau“ und Drogenkonsum. Verdrängt seine Vergangenheit und nicht rein arische Herkunft, kann den tatsächlichen Kriegsgeschehnissen nur durch die Distanz seiner Kameralinse ins Auge blicken. Pietari, der gar nicht verschollen ist, sondern als jener Doppelspion in der Hütte des Toten Mannes haust, einziger Freund des Fritz Angelhurst, Vater von Johannes. Ist es also Schicksal, dass ihre Kinder in Liebe zueinander entbrennen? Wie passen Jouni, der illegale Schnapshändler, und seine Schwester Lispet da mit hinein?

Zunehmend verschmilzt die Traumwelt Wildauges mit der Realität aus Kriegsangst, Dreck, Gestank und Tod.

Wildauge und Johannes erleben fern des Lagers zwei Wochen und fünf Tage Glück in kriegsvergessener Zweisamkeit in der Bucht des Toten Mannes. Dann holt sie die Realität des Herbstes 1944 wieder ein. Zurück im Lager können die menschenverachtenden Machenschaften des Dritten Reiches nicht weiter verdrängt werden. Das Schwimmbad wird zum Massengrab – härter kann der Kontrast nicht werden: unschuldige Kinder lassen einen Drachen steigen, daneben liegen im Massengrab verscharrte ermordete Juden.

Wildauge wird von ihrer Schwangerschaft überrascht, findet dadurch weitere Kraftreserven und will nur noch eines: überleben, egal wie. Sie wird nach einem Fluchtversuch selbst Opfer der Operation Kuhstall, dem Ort von Massenvergewaltigungen und Abtreibung, Wildauge, einst Herrin über Leben und Tod, nun selbst der Gewalt und Willkür ausgeliefert. Der schwache Johannes ist ihr keine Hilfe, kein Schutz mehr.

Und trotzdem: Ihre Liebe zu Johannes ist unverbrüchlich, auch wenn sie erkennt, dass er ihr Verderben sein wird. Verflucht ihn, verdammt ihn, kann aber nicht von ihm lassen. Wildauge hofft auf eine Zukunft nach dem Krieg und die schicksalhafte Losung „Richtig kalt wird es erst, wenn die Mäuse schreien“ läutet das Ende ein. Waffenstillstand, die Fronten lösen sich auf, ehemalige Freunde werden zu Feinden, ein letztes Mal wechselt die Macht. Doch mehr sei an dieser Stelle nicht verraten.

Die Konstruktion des Romans von Katja Kettu ist derart vielschichtig und verschlungen, dass allein dadurch die Spannung auf keiner der über vierhundert Seiten nachlässt. Beide Protagonisten erzählen aus der Ich-Perspektive, die dadurch erzeugte Authentizität stellt die jeweilige Zerrissenheit kompromisslos zur Schau.

Die in ihrer Derbheit faszinierende Sprache von Katja Kettu jedoch, mit der sie Wildauge ihre Geschichte erzählen lässt, erzeugt für mich den zweiten, besonders intensiven Sog. Die Nutzung auch dieser Ebene spiegelt den anderen großen Gegensatz wider: Die Ungleichheit der finnischen Bevölkerung zur SS-Offiziers-Liga.

Wildauge handelt instinktiv, fast animalisch, immer erdverbunden. Ist in ihrer Einfachheit selbstverständlich, unverschleierte. Im einen Moment direkt und fast abstoßend unmenschlich, dann wieder alles überlagernd voller Liebe:

Auch das zeigt ihre spirituelle Verbundenheit zum Entstehen allen Lebens und der somit ständig anwesenden Todesahnung.

Die Menschen im Unmenschen stehen im Vordergrund, mehr als einmal ertappe ich mich milder Sympathie und Nachvollziehenkönnens für das Verhalten von Johannes, obwohl ich doch von den Gräueltaten des Dritten Reiches weiß! Beinahe mag ich verdrängen, zu welch unmenschlichen Taten sich die Verantwortlichen hinreißen ließen.

Die Soldaten und Offiziere, die Hilfswilligen, bevorzugte Gefangene, sind schließlich auch nur Menschen. Kann ich mir ein Urteil erlauben, wie ich mich damals verhalten hätte, wenn ich vor Hunger Kalk von den Wänden oder Wachsreste äße, nur um meinen knurrenden Magen zu besänftigen? Wenn ich in Hitler-Wahn Befehle ausführte, irgendwann, die Kapitulation im Blick, mein eigenes Überleben sichern wollte?

Die Zerrissenheit, der Zwiespalt zwischen Abscheu und Faszination, die Abgründe der Seelen immer tiefer erforschen, hinabsteigen wollen in schizophrene Bewusstseinssebenen, das ist der tiefer gelagerte Spannungsbogen, den Katja Kettu sehr eindringlich aufbaut.

Wie kann eine Frau einen Nazi-Schergen lieben? Wie kann – aus heutiger Sicht – Mitleid, Empathie entstehen für einen am Mordapparat der Braunen verantwortlich Beteiligten? Auch das ist ein Grund, warum der Leser sich dem Bann der Geschichte nicht entziehen kann. Und ausdrücklich meine ich an dieser Stelle nicht nur die Geschichte dieses Romans. Das Menschliche fasziniert, allem voran die Schwäche, die zu Blindheit führt, die Schrecken verleugnen und stattdessen ihr (Seelen-)Heil in Träumen und beschönigter Wahrnehmung der Realität suchen lässt.

Am Ende bleibe ich mit der Frage allein, die Antwort muss jeder Leser und jede Leserin für sich alleine finden. Die Schrecken des Dritten Reiches finden ihre Wurzel im Menschsein. Und jeder von uns ist das: ein Mensch.

Gute Bücher bewegen, regen an. Zum Nachdenken, Sich-eine-Meinung-Machen. Stoßen zu eigenen Denkprozessen und der Auseinandersetzung mit der Welt an. Ob zu aktuellem oder historischem Weltgeschehen.

Daher von mir ein Danke an Katja Kettu für dieses Buch!

Katja Kettu, *Wildauge*

Roman, Gebundene Ausgabe: 416 Seiten
Verlag: Galiani-Berlin; Auflage: DEA (14. August 2014)
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3869710829
ISBN-13: 978-3869710822
Originaltitel: Kättilö
19,99 €





Evelin Habicher: Shades

Für alle Autorinnen und Autoren zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind.

Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen wünschen wir Ihnen viel Erfolg !

Für die Redaktion der **eXperimenta**

Sabine Reitze

postpoetry.NRW

Wettbewerb 2015 für Lyrikerinnen und Lyriker sowie Nachwuchsautorinnen und -autoren aus Nordrhein-Westfalen

Die Gesellschaft für Literatur in NRW sowie der Verband deutscher Schriftsteller (VS NRW) loben 2015, unterstützt vom Land Nordrhein-Westfalen (MFKJKS), zum sechsten Mal den Wettbewerb „postpoetry.NRW“ aus. Gefördert werden soll mit diesem Wettbewerb die Lyrikszene des Landes und besonders die Zusammenarbeit von erfahrenen Lyrikerinnen und Lyrikern mit Nachwuchsautorinnen und -autoren.

Lyrikerinnen und Lyriker aus NRW, die mindestens eine eigenständige Buchveröffentlichung nachweisen können, sowie Nachwuchsautorinnen und -autoren aus NRW im Alter von 15-21 Jahren.

Eine Wiederbewerbung von Preisträgern der vergangenen Jahre ist erst nach drei Jahren erneut möglich.

Verpflichtend ist für die Preisträgerinnen und Preisträger

- die Teilnahme an einem gemeinsamen Workshop
- sowie die Anwesenheit bei der Preisverleihung (voraussichtlich November 2015)

Die Urheberrechte für die ausgewählten Gedichte bleiben bei den Autorinnen und Autoren, die sich jedoch mit der Veröffentlichung des Textes auf den postpoetry-Postkarten sowie seiner Verwendung für Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation einverstanden erklären.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Teilnehmende Lyrikerinnen und Lyriker aus Nordrhein-Westfalen sowie Nachwuchsautorinnen und -autoren (Alter von 15-21 Jahren) werden gebeten, ihre Einsendung, bestehend aus

3 anonymisierten, unveröffentlichten Gedichten (mit einem Kennwort versehen),

1 Kurzbiografie (mit Geburtsjahr/Geburtsort und Kennwort) der Postanschrift und

1 Veröffentlichungsliste (falls vorhanden)

in einer E-Mail und versehen mit dem Betreff „postpoetry. - Lyriker NRW“ oder „postpoetry.- Nachwuchs NRW“ an die E-Mail-Adresse postpoetry@litweb.de zu übersenden.

Bewerbung:

- 3 anonymisierte, unveröffentlichte Gedichte (Kennwort)
- 1 Kurzbiografie (mit Geburtsjahr/Geburtsort und Kennwort) sowie Postanschrift
- Veröffentlichungsliste (so vorhanden)

in einer E-Mail an postpoetry@litweb.de

Dotierungen werden vergeben in der Kategorie

Lyrikerinnen und Lyriker des Landes Nordrhein-Westfalen:

- 5 Geldpreise in Höhe von insgesamt 7.500,00 €

Mit der Auswahl eines Gedichtes verbindet sich

- die Gestaltung und Veröffentlichung des Textes als Lyrikpostkarte in hoher Auflage
- voraussichtlich eine Lesung in den Regionen des Landes Anfang 2016.

und in der Kategorie

Nachwuchsautorinnen und -autoren aus Nordrhein-Westfalen

- 5 Geldpreise in Höhe von insgesamt 750,00 €
- 1 zusätzlicher Publikumspreis für eine/n der jungen Autorinnen und Autoren in Höhe von 200,00 €. Die Vergabe erfolgt durch die Anwesenden der Preisverleihung.
- jeweils ein Mentoring/ein Workshop mit den erwachsenen Preisträgerinnen und Preisträgern
- Gestaltung und Veröffentlichung des Gedichtes als Lyrikpostkarte in hoher Auflage
- voraussichtlich eine Lesung in den Regionen des Landes Anfang 2016.

Einsendeschluss ist der 18.08.2015.

Webseite <http://postpoetrynrw.blogspot.de>

FORUM Text

Das FORUM Text bietet jungen AutorInnen eine in Österreich einmalige Möglichkeit, sich als DramatikerInnen zu entwickeln und zu bilden. Einzelmentoring, Stückentwicklungswochen mit SchauspielerInnen und RegisseurInnen, sowie Workshops in und um das szenische Schreiben sind Inhalte der angebotenen vier Semester. Die AutorInnen sind gefordert, in dieser Zeit auch zwei Stücke zu schreiben. Dabei sind ihnen die Lehrenden und die TeilnehmerInnen am FORUM Text ebenso wohlwollende wie auch kritische LeserInnen.

Diese Ausschreibung wendet sich an Personen unter 40 Jahren, die sich als AutorInnen verstehen. Die Teilnahme am FORUM Text erfordert es, dass man eigene Texte schreibt, an ihnen feilt, sie verändert ... Sie ist also schreib- und arbeitsintensiv und zielt letztlich darauf ab, junge AutorInnen darin zu unterstützen, ihr Schreiben weiterzuentwickeln und ihre eigene Sprache und Form zu finden.

Die InteressentInnen müssen ihre Bewerbungen bei uniT postalisch in dreifacher Ausfertigung (Datum des Poststempels zählt) und digital einreichen.

Die Teilnahme am FORUM Text ist kostenfrei, es sind nur die Reise- und Aufenthaltskosten von den Teilnehmenden zu tragen.

Kontaktmöglichkeit:

uniT - Verein für Kultur an der KF-Uni Graz
Zinzendorfsgasse 22
A - 8010 Graz

0043 (316) 380 7480

office@uni-t.org

Einsendeschluss ist der 30.09.2015.

Webseite <http://www.dramaforum.at/about/forum-text/>

KUNSTGEFLECHT-Preis 2015

Der gemeinnützige Kunstverein KUNSTGEFLECHT e. V. und die Redaktion der Zeitschrift „RHEIN!“ (Zeitschrift für Worte, Bilder, Klang) verleihen an Künstler aller Stilrichtungen, Professionen und Arbeitsansätze den KUNSTGEFLECHT-Preis 2015. Als Thema wird gestellt: KÖLN in allen denkbaren Facetten – zwischen Historie und Zukunft, zwischen Dom und Dickicht der Städte, zwischen schönem Schein und schnödem Sein. Ausgewählte Wettbewerbsbeiträge erscheinen im November 2015 in der Nr. 11 der Zeitschrift „RHEIN!“ (Sonderausgabe zu KÖLN) sowie in der Nr. 12 im April 2016. Prämierte Musikstücke werden nach Möglichkeit in einem angemessenen Rahmen aufgeführt. Der gemeinnützige Kunstverein KUNSTGEFLECHT e. V. wurde von Musikern, Autoren und Malern Ende 2010 gegründet. Seine Mitglieder leben im Rheinland, aber auch in Süddeutschland, Berlin, Leipzig und Brüssel. Bisher wurden 12 Hefte der Zeitschrift „RHEIN!“ (inkl. 2 Sonderausgaben) mit Erstveröffentlichungen namhafter Künstler herausgegeben (Ulrike Draesner, Kurt Drawert, Tanja Dückers, Alban Nikolai Herbst, Urs Jaeggi, Alexander Kluge, Stephan Krawczyk, Albert Ostermaier, Elisabeth Plessen, SAID, Joachim Sartorius usw.). Dazu gab es rund zwanzig meist die Genre-Grenzen überschreitende Veranstaltungen im Rheinland, Berlin, Ruhrgebiet und Brüssel.

Ziel des Wettbewerbs ist es, Autoren, Bild-, Film- und Klangkünstler dazu anzuregen, im ganzen Spektrum traditioneller und experimenteller Ausdrucksformen Neues zu schaffen. Erzählungen, Gedichte, Kurzdramen, Gemälde, Zeichnungen, Fotografien, Videos, Kurzfilme, Kompositionen, Musikaufführungen – alles ist möglich, ob nun in einer einzigen Kunstsparte oder grenzüberschreitend.

Bis zum **20. Oktober 2015** sind die Wettbewerbsbeiträge zusammen mit einer Kurzübersicht zur Person und zur künstlerischen Arbeit, der Postadresse, der E-Mail-Adresse (wenn vorhanden) und einer Telefonnummer ENTWEDER postalisch in 4-facher Ausfertigung (keine Päckchen und Pakete!) ODER per Mail (Betreff: KUNSTGEFLECHT-Kunstpreis 2015, möglichst Dateien als *.doc oder *.jpg) einzusenden an den

Kunstverein KUNSTGEFLECHT e. V.
Postfach 2129
D 53813 Neunkirchen-Seelscheid

Tel.: 0049 (0) 163 578 5012

Elektronische Adresse: kunstgeflecht@gmx-topmail.de

Die eingereichten Beiträge müssen selbst erstellt sein. Die Künstler müssen alle Nutzungsrechte an ihnen besitzen, die sie für den Wettbewerb, das KUNSTFEST und den Abdruck in der Zeitschrift

„RHEIN!“ bis zum 1.5.2016 abtreten. Mit der Einsendung eines Wettbewerbsbeitrags werden die Teilnahmebedingungen anerkannt. Ein Rechtsanspruch besteht nicht. Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückporto beiliegt.

Die Bekanntgabe und Ehrung der Preisträger erfolgt im Rahmen des KUNSTGEFLECHT-KUNSTFESTES „KÖLN: HEILIG, UNHEILIG . . .“ am Dienstag, 24. November 2015, im Stadtmuseum in Siegburg.

Dotierung: Erster Preis 500,00 €, 2 Ehrenpreise (je 1 Kunstwerk)

Einsendeschluss ist der 20.10.2015

Webseite <http://www.kunstgeflecht.de>

Kurt Sigel-Lyrikpreis des deutschen PEN

Das PEN-Zentrum Deutschland schreibt den Kurt Sigel-Lyrikpreis aus. Er wird an eine/n Lyriker/in für Gedichte von hoher ästhetischer Qualität verliehen.

Der Preis wird alle zwei Jahre vergeben, erstmals im Jahr 2016. Die öffentliche Preisverleihung findet im Rahmen der Jahrestagung des PEN in Bamberg am Samstag, 23.4.2016, statt. Stifter des Preises ist der Frankfurter Schriftsteller Kurt Sigel.

Einsendungen sind per Brief an die Geschäftsstelle des PEN-Zentrums Deutschland, Kasinostraße 3, 64293 Darmstadt, unter dem Stichwort „Kurt Sigel-Lyrikpreis“ zu richten.

Erbeten sind bis zu fünf veröffentlichte oder unveröffentlichte Gedichte, zusammen mit einer Biobibliographie (Liste der Veröffentlichungen und kurze Biographie) in jeweils drei Ausfertigungen.

Die Beratungen der Jury sind nicht öffentlich.

Es können keine Eingangsbestätigungen versandt werden. Die Texte der Bewerber/innen werden nicht zurückgesandt.

Der deutsche PEN wird Gedichte der Preisträgerin / des Preisträgers auf seiner Homepage veröffentlichen.

Kontaktmöglichkeit:

PEN-Zentrum Deutschland
Kasinostraße 3
64293 Darmstadt (Stichwort: „Kurt Sigel-Lyrikpreis“)

Dotierung: 4.000,00 €

Einsendeschluss ist der 01.12.2015.

Webseite <http://www.pen-deutschland.de>

Vita zum Haiku auf der Rückseite:

Änne Fuhrmann, geboren 1941 in Oberwesel, wohnt seit 1958 mit ihrer Familie in Bingen am Rhein. Das Schreiben von Geschichten war schon seit der Schulzeit ihr Hobby, sie liebt die Buchstaben und das Flechten von Worten zu Sätzen, bis daraus Geschichten entstehen. Leider räumte ihr das Leben – Familie und Beruf – wenig Platz zum Schreiben ein. Erst nach ihrer Pensionierung im Jahre 2002 griff sie erneut zur Feder bzw. zum Laptop. Seitdem entstand eine Reihe vergnüglicher und ernster Geschichten, die sie zum Teil in dem Buch „Theo im Tigertanga“ in Zusammenarbeit mit ihrer Schreibfreundin Brita Link aus Bad Kreuznach zusammengefasst hat. Änne Fuhrmann schreibt außerdem gerne Mundartgeschichten sowie Gedichte in Vers- und Haiku-Form, ist damit in sechs Haiku-Gedichtanthologien vertreten.

eXperimenta



Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

bau mir ein luftschloss
mit tausend blauen ballons
gedanken im wind

Änne Fuhrmann

Evelin Habicher: Safe

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für **Kre**Atives **Schreiben** - www.inkas-institut.de